12822. m. 1 R.
Inc 20/c2.
Gall. rev. 1049 n
A30
112629

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

21 L1/227

1

2

3

4

5

6

7

8

Charaktere und Anekdoten

aus

Soulavie's Denkwürdigkeiten

der Regierung

Ludwigs des Sechzehnten.

Mit acht Portraits.

Fürth, 1802

im Büreau für Litteratur.

Inhalt.

	Seite.
Ende des Dauphins, Vaters von Ludwig dem Sechzehnten	1
Ende der Dauphine	13
Herzog von Choiseul	22
General Lally's Schicksal unter dem Herzoge Choiseul	37
Madame Dubarry	51
Vermählung des Dauphins mit Marie Antoinette	58
Ende Ludwigs des Funfzehnten	68
Liebschaften Ludwigs des Funfzehnten	78
Anekdoten von der Frau von Pompadour	85
Schilderung Ludwigs des Sechzehnten	89
Geheime Correspondenz des Marquis v. Pezai mit Ludwig dem Sechzehnten	116
Monsieur, Graf von Provence	133
Der Graf von Artois	146
Schilderungen und Anekdoten vom Hause Orleans. Herzog Orleans, der Vater	151
Der Herzog von Chartres	166
Der Prinz Conde'	180
Der Prinz Conty	187
Der Herzog von Penthievre	190

Seite.
Marie Antoinette 192
Die Herzogin Jules Polignac 222
Diane von Polignac 226
Marie Antoinette (Fortsetzung) 229
Händel zwischen der Königin und dem Herzoge von Chartres 253
Anekdote von Herzog von Orleans 260
Mesmer 267
Ueber die Halsbandgeschichte 277
Maurepas 284
Vergennes 253
Muy 302
Turgot 305
Saint-Germain 314
Malesherbes 318

Portraits des Titelkupfers.

Num. 1. Ludwig XVI. 2. Marie Antoinette. 3. Monsieur. 4. Graf von Artois. 5. Prinz Conde'. 6. Prinz Conty. 7. Herzog Orleans, der Vater. 8. Herzog v. Chartres (Egalite').

Ende des Dauphins,

Vaters von Ludwig dem sechzehnten.

Der Herzog von Choiseul hatte mit Hülfe der Kaiserin Maria Theresia seine Macht von Außem begründet. Jetzt dachte er darauf, sie im Innern des Landes zu befestigen. Der Dauphin war fest entschlossen, wenn er zur Regierung kommen würde, das östreichische Gebäude am Hofe zu Versailles über den Haufen zu werfen. Sein Tod war also beschlossen. Das Haus Oestreich sah einen Verschwender auf dem Throne, der sich von einer Favorite regieren ließ, die völlig dem neuen System ergeben war; es lag also im Plane desselben,

vom Alter des Königs Vortheil zu ziehen und dem Herzog von Choiseul die Regierung in die Hände zu spielen, um einem neuen Regierungssystem vorzubeugen. Auf diesen Zweck waren denn auch alle Operationen des Ministers gerichtet. Damiens hatte einen Fehlstoß gethan; der Dauphin war den Jesuiten mit ganzem Herzen ergeben; der König von Preußen blieb bey seinem Groll: Choiseul mußte also, wie unter Heinrich 4, einen zweiten, dritten, vierten Anschlag auf das Leben des Königs befürchten, und das hätte alle seine Plane zerstört. Unaufhörlich hielt er daher den schwachsinnigen Ludwig 15 durch Vorspiegelung eines ähnlichen Ereignisses in Furcht; und der Sturz der Jesuiten wurde unwiederruflich beschlossen.

Der Herzog von Aiguillon war, nach der Meinung des Dauphins, der einzige Mann am Hofe, der fähig war die Plane der Faktion zu zerstören und das alte politische System wieder herzustellen. Alle übrige Personen des

Hofes waren unbedeutend, oder bestochen. Um wenigstens in der Meinung der Welt herunter zu bringen, was zu zerstören er selbst nicht im Stande war, gieng der Herzog von Choiseul eine genauere Verbindung mit den Parlamenten ein, und hetzte sie gegen den Herzog von Aiguillon auf. Mit ihnen gemeinschaftlich beschloß er, ihn seiner Ehren und Würden zu berauben und, wo möglich aufs Schafott zu bringen. Offenbar zielten diese Intriguen darauf ab, den Dauphin und die kleine Zahl seiner Anhänger um diesen Mann zu bringen, der festen Charakters war und Mittel in den Händen hatte, das System seines Onkels, des großen Kardinals Richelieu, aufrecht zu erhalten.

Die öffentliche Bekanntmachung der Thatsachen, deren man die Jesuiten im Geheim bey Ludwig dem funfzehnten beschuldigt hatte, um seine Einbildungskraft in Furcht und Schrecken zu setzen, war der erste politische Angriff.

Choiseul, kühn in allen seinen ersten Ideen, hielt es gleich für das kürzeste, die Uiberzeugung des Publikums auf seine Seite zu ziehen, womit es ihm bereits bey dem Könige gelungen war. Zu dem Ende ward auf seinen Befehl am Ende des Jahres 1758 ein Werk gedruckt, das den Titel führte: les Jesuites criminels de lèse-majesté dans la théorie et dans la pratique. Sodann wurde in den theologischen Werken der Jesuiten aus allen Nationen herumgestöbert, um den Satz aufzustellen: daß sie zu allen Zeiten und in allen Ländern der Welt, aus religiosen Zwecken den Königsmord gelehrt und gut geheißen hätten. In der zweiten Hälfte dieses Werks zeigte Choiseul, daß diese Lehre gegen die geheiligte Person Heinrichs des vierten, Ludwigs des dreizehnten, selbst Ludwigs des vierzehnten, gegen den großen Dauphin, den Herzog Regent von Orleans, gegen Ludwig 15den und den König von Portugal in Ausübung gebracht worden sey. In einem der ersten Exemplare,

die sich im Kabinette Ludwigs des sechzehnten fanden, stehen Anmerkungen von der Hand des Dauphins über Choiseuls Bemühungen, seinen Vater unaufhörlich mit Schreckbildern zu quälen. In einem andern Exemplar, das sich unter den Papieren Ludwigs des 15ten vorgefunden hat, findet man handschriftliche Bemerkungen gegen die Jesuiten, die entweder der Herausgeber Anstand nahm dem Publikum mitzutheilen, oder die der Herzog von Choiseul hinzufügte, um dadurch auf den Geist des Königs zu wirken. Die Jesuiten werden darin ganz offenbar als Mörder vorgestellt, die stets in Bereitschaft sind dem Fürsten, der nicht aus ihrer Schule ist, blos schon auf Ansinnen einer fremden Macht, die mit ihnen zum Besten ihrer Kongregation ein solches Opfer für nöthig hält, den Dolch ins Herz zu stoßen. Ganz bestimmt wird darin dem Könige von — — Schuld gegeben, den mörderischen Angriff auf Ludwig 15 mit veranlaßt zu haben.

Voltaire erhielt vom Herzoge unmittelbar den Auftrag, gegen die Jesuiten zu schreiben und sie als Königsmörder darzustellen. Sie hatten ihn in mehreren Stücken ihrer Journale mitgenommen, und um so eher erhielt es also der Herzog von dem Philosophen, daß er ihnen Handlungen vor aller Welt anschuldigte „die das erstaunte Europa mit Schauer er„füllt, und ihnen die zahllosen Schriften je„suitischer Theologen vorwarf, welche die „Hölle ausgespieen und die Vatermördern das „Messer in die Hände gegeben hätten.“ — Dies waren nehmlich die Ausdrücke, deren sich der Herzog in seiner Korrespondenz mit Voltaire bediente und welche dieser Philosoph treulich nachsprach, der als Patriarch bey seiner großen Parthey hierin nunmehr den Ton angab. Der Königsmord in Portugal und die dortige Vertreibung der Jesuiten, welche Choiseul als Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu beschleunigen alle Mittel anwandte, half auch noch dazu, den panischen Schrecken und den

Kleinmuth bey Ludwig dem 15ten, den man seit jenem Anfall an ihm wahrgenommen hatte, zu vermehren.

Nachdem Choiseul die Jesuiten dem Mitleid der Philosophen und seinen Anhängern Preis gegeben hatte, überließ er sie den Parlementsmitgliedern, die vom Anfang an ihre unversöhnlichen Feinde gewesen waren, auf Diskretion. Jedermann kennt die Geschichte ihrer Vertreibung in Frankreich; aber was man noch wenig weiß, ist: daß Friedrich Anstand nahm sie aus seinem Schlesien zu vertreiben. Erst nach mancherley politischen Unterhandlungen mit mehreren Mächten und als Umstände ihn nöthigten, ihrem Ansinnen nachzugeben, war er zu diesem Entschlusse zu bringen. Dennoch aber wurden die Jesuiten von ihm besser behandelt, als irgendwo.

Dem Dauphin gieng das Schicksal der Jesuiten sehr zu Herzen; aber grade hievon

nahm Choiseul Gelegenheit die Person dieses Prinzen lächerlich zu machen, der, soviel ihm als präsumtiven Kronerben möglich war, den Operationen des Kardinals entgegen zu wirken suchte. Das Haus Oestreich, froh zu Versailles einen Minister zu haben, der ihm demuthsvoll ergeben war, billigte alle Mittel, welche der Herzog von Choiseul anwandte, um den großen allgemeinen Plan in Ausübung zu setzen, bezeugte sich kalt gegen die Jesuiten und ließ es geschehen, daß man ihnen ungestraft in Ungarn einige ihrer Lehranstalten nahm. — — — Der Dauphin aber, welcher sich vermittelst des Erzbischofs von Paris gänzlich auf sie gestützt hatte, fand in der Entehrung und Bestrafung seiner Freunde einen indirekten Angriff auf seine Grundsätze, und sein Mißvergnügen war darüber außerordentlich. Aus Politik ließ er es sich indeß nicht so merken; aber zum Kardinal de Luynes sagte er: „Bald wird auch die Reihe an „mich kommen: glücklich, wenn man „meinen Freunden vergiebt.“

Diese Rolle war für den Prinzen um so nothwendiger, da er sich von mehrern Personen umringt und beobachtet sahe, die in dem Grade mächtiger wurden, als seine Freunde immer mehr von ihm abfielen.

Frau von Pompadour, welche er mit der ganzen Nation gleich sehr verabscheute, und für deren Ausschweifungen sein eigenes musterhaftes, eheliches Leben ein steter Vorwurf seyn mußte, sahe in dem künftigen Regenten nur ihren Verfolger in ihren spätern Lebenstagen. Sie mogte sich stellen wie sie wollte; sie mogte eigenhändig das Bildniß des Dauphins und der Dauphine nach noch schöneren Zeichnungen, als die waren, nach welchen sie Ludwig 15 gravirt hatte, in Kupfer stechen: dadurch konnte sie nur dem gemeinern Troß der Höflinge imponiren. Die Häupter von der Parthey Choiseuls und der Dauphin wußten besser, was sie für einen Sinn in die Aeußerungen dieser Frau zu legen hatten.

Der Prinz fühlte in sich eine immer zunehmende Mattigkeit. Seit 1760 schon zehrte ein schleichendes Uebel an seiner Gesundheit, davon man sich den Grund nicht anzugeben wußte. Sein Embonpoint, ein Gegenstand der Verwunderung des ganzen Hofes, seine frische Haut, seine blühende Gesichtsfarbe schwanden allmählig dahin; er wurde blaß und bekam ein leichenartiges Ansehen, Vorboten seines früh herannahenden Todes. In mehrern Memoiren, Noten und Billets, die Ludwig 16 gesammelt und mit seinem kleinen Petschaft versiegelt hatte, wird die Schandthat, ihn vergiftet zu haben, dem Herzog von Choiseul gerade hin auf den Kopf zugesagt. Der Herzog de la Vauguyon, ein erklärter Feind des Ministers, dem der Dauphin die Oberaufsicht über die Erziehung der Kinder von Frankreich und besonders seines ältesten Sohnes, des Herzogs von Berry, nachherigen Ludwigs 16, anvertraut hatte, hörte nie auf ihm den Tod des Dauphins Schuld zu geben. — — In der

Folge unterhielt er beständig den ältesten Prinzen davon. Unaufhörlich setzte er dem zarten, furchtsamen und schwachen Kinde damit zu, und es gelang ihm endlich, seinen Eleven gegen Choiseul völlig einzunehmen und ihn zu überreden, daß durch einen und denselben Diener der Tod seines Vaters, so wie bald darnach der Tod seiner Mutter beschleunigt worden sey. Nie konnte der König in der Folge den Eindruck, den das damals auf ihn gemacht hatte, vertilgen.

— — — Als der Dauphin sein Ende herannahen sahe, hatte er er den Schmerz, seine Gemahlin an derselben Krankheit leiden zu sehen. Dies beschleunigte sein Uebel noch mehr. Beide schwanden dahin, und hatten den Kummer, sich gegenseitig zu überzeugen, daß ihre Krankheit keinen natürlichen Grund habe. Oft, wenn sie Berry umarmten, waren sie außer sich vor Schmerz, als wenn ihnen eine Ahnung seines künftigen Schicksals

vorschwebte. Dem Präsidenten Nicolay und seiner Frau übergaben sie besondere schriftliche Instruktionen, um ihn zu leiten, wenn er in zartem Alter den Thron besteigen sollte. — —

Ein solches Ende nahm dieser unglückliche Fürst, der Frankreich glücklich gemacht und eine kräftige Regierung geführt haben würde.

Ende der Dauphine.

Wie der Dauphin verschieden war, hielt die Dauphine in der ersten schmerzlichen Empfindung beym Könige an, daß er ihr erlauben und die Mittel verschaffen mögte, sich, so viel möglich, seiner Person nähern zu dürfen. Auch bat sie sich die Oberaufsicht über die Erziehung ihrer Kinder aus, und daß sie ihren Rang bey Hofe behalten dürfte. Der König, von dem Verluste seines Sohnes darnieder gebeugt, gestand ihr alle drei Punkte gern und willig zu.

Sogleich war ihr Erstes, dem wichtigen Geschäfte, das sie sich aufgelegt hatte, mit Ernst nachzudenken. Sie hatte mit vieler Sorgfalt die Manuscripte, Auszüge und Noten ihres Gemahls gesammlet, besonders aber die, worauf dieser gute Fürst eigenhändig geschrieben hatte; Papiere zur Unterweisung meines Soh-

nes Berry. Die Dauphine bewahrte sie als ihren größten Schatz und wählte mehrere Personen, um sie in Ordnung bringen zu lassen. Ihr Beichtvater, der Abbe' Collet, der auch der Beichtvater ihres Gemahls gewesen war, empfahl ihr einen seiner Freunde zur Leitung dieses Geschäfts, und so bildete man in kurzem seinen Erziehungsplan, welchem die Manuscripte des verstorbenen Dauphins zum Grunde lagen.

Sie erhielt die Hefte, so wie sie nach und nach fertig wurden. Ein gewisser Pommiez, jetzt Secretaire des Commandemens des Grafen von Lusace, bekam den Auftrag, sie wöchentlich in Empfang zu nehmen und sie ihr dann zuzustellen, mit dem ausdrücklichen Verbot, Niemandem etwas davon zu sagen, weil sie sich vorbehielt, den Herzog von Vauguyon selber darauf vorzubereiten, den sie seines Geschäfts zwar unfähig hielt, dem sie aber doch nicht gern mißfällig werden wollte. Nicht

eher aber sollte es geschehen, als bis der neue Erziehungsplan vollkommen eingerichtet seyn würde, mit dessen Ausführung sie um Weihnachten 1766 den Anfang zu machen gedachte, weil bis dahin das Trauerjahr währte, und weil sie unstreitig nicht weniger Zeit dazu brauchte, um sich mit einem Geschäft vertraut zu machen, von dem sie bis jetzt keine Kenntniß gehabt hatte.

Sie war eine zärtliche Mutter, die sich aus diesem Geschäft eine heilige Pflicht und ein unbeschreibliches Vergnügen machte. Fast alle Hefte, die ihren Kindern bestimmt waren, konnte sie auswendig. Gedächtnißübungen waren ihr nichts Fremdes; sie verstand sehr gut Latein und war im Horaz sehr wohl bewandert. Tag für Tag gieng der Abbe' Collet ihre Lektionen mit ihr in seinem Sprachzimmer durch, und die Prinzessin, die natürliches Talent, Energie und sehr viel Charakter hatte, war nicht zu ermüden. Die Stellen, wo man

mit vieler Ueberlegung die Bemerkungen ihres Gemahls eingestreut hatte, rührten diese unglückliche Frau bis zu Thränen. Man kann aus diesem einzigen Zuge schließen, welchen Einfluß eine solche Erziehung auf ein junges Herz gehabt haben müßte, das natürliche Anlage zum Guten hatte, wenn es unter der Leitung einer solchen Mutter ausgebildet worden wäre. Wie sehr hätte diese Erziehung von der gewöhnlichen Prinzenerziehung verschieden seyn müssen!

— — Zufolge seiner Zusage wies der König ihr die Zimmer neben sich an, die die verstorbene Pompadour bewohnt hatte, und die jetzt von Damen des Hofes besetzt waren. Um sie für die Prinzessin einzurichten, hätte man nur einige leichte Verschläge wegnehmen dürfen. Aber um dies zu verhindern, gewann man den ersten Architekten des Königs, den alten Gabriel, der wegen seines 44jährigen Dienstes ihm weiß machen konnte, was er wollte. Dieser spiegelte dem Könige vor, die

großen Balken wären verfault, und Se. Majestät würden, wenn Sie Madame la Dauphine besuchen wollten, unfehlbar dabey Gefahr laufen. Der König glaubte der Lüge und befahl, die Plafonds von neuem auszubauen. Es waren kaum zwanzig Monathe her, daß die Pompadour todt war und in dieser kurzen Zeit konnten die Balken schwerlich verfault seyn; aber der König hatte nicht das Herz, das Geringste über sich zu nehmen, und also gab er den Befehl, eine Untersuchung damit vorzunehmen. — — Endlich gab er der Dauphine sogar das Versprechen, die berüchtigten Balken selber zu untersuchen. Aber während seines Aufenthalts zu Choisy lies Gabriel sie dermaßen schälen und verderben, daß der König sie schadhaft genug fand, um nicht auf ihren Erbauer alle mögliche Schuld zu schieben. So schlimm sie indessen aussahen, so mußte man doch gestehen, daß sie weit über das Leben des Königs hinaus, ja vielleicht länger noch, als selbst die dicken Mauern halten würden.

Allein das half alles nicht; man beschloß, dafür von Grund aus ganz neue zu machen. Schon glaubte die Gegenparthey ihr Spiel gewonnen und zweifelte nicht mehr, daß die Dauphine bey ihrer Rückkunft in einen entfernten Winkel des Schlosses verwiesen werden würde. Allein es erfolgte das Gegentheil. Der König räumte seiner Schwiegertochter die ganze Reihe von Zimmern ein, welche seitdem Madam Dübarry bewohnt hatte.

— — Die Dauphine, die bis dahin stets gekränkelt hatte, besserte sich endlich unter der Leitung der Aerzte Tronchin und Breuil zusehens. Sie nahm wieder zu, speiste öffentlich, fand sich zum Spiel bey der Königin ein, und würde ihr großes Werk nun haben anfangen können, wenn nicht die kleine Trauer sie daran verhindert hätte. Aber mit dem Februar 1767 sollte die Ausführung des Plans ihren Anfang nehmen. Bey den Konferenzen mit dem Könige, die täglich interessanter und

häufiger wurden, brachte sie den Plan ihres Gemahls in Vorschlag, und beförderte ganz öffentlich und mit einem ungewöhnlichen Nachdruck Muy und Aiguillon ins Ministerium. Der Bruder des Bischofs von Verdün, der Präsident Nicolai, erhielt die Anwartschaft auf die Stelle des Großsiegelbewahrers u. s. w.

Die Gefahr, welche im Februar 1767 über dem Haupte des Herzogs von Choiseul schwebte, war unvermeidlich. Tronchin hörte nicht auf, den Gesundheitszustand der Dauphine für vortreflich auszugeben; er währte auch bis zum ersten Mitwoch des Jahres 1767, wo sie, nach ihrer täglichen Gewohnheit, des Morgens eine Tasse Chokolade zu sich nahm, und worauf sie sich gleich im ersten Augenblick übel befand. — Tronchin gieng mit Breuil sogleich zum Könige. „Sire, sagte er, seit einigen Tagen schon war ich Willens, Ew. Majestät von dem Gesundheitszustande der Prinzessin Nachricht zu geben und Sie zu versichern, „daß ich für ihr Leben zu stehen glaubte; aber

„es ist eine Krise eingetreten, die schlechterdings „keinen natürlichen Grund haben kann.“

Von diesem Augenblick an bis zum 12ten als so lange dieser Zustand dauerte, kam Madam Adelaide der Dauphine nicht von der Seite. Sie gab ihr noch das Gegengift von der Mad. de Verue ein, das diese von der Mad. Carignan hatte, die dergleichen in ihren Kästchen überall mit sich zu tragen pflegte.

Für den Thäter hält man Beccdri, der die kleinen Zimmer bewohnte. Dour, ein Hausoffiziant, der ihn die Tasse Chokolade bereiten gesehen, sagte aus, er habe nicht gewußt, wie man so viele Zeit brauche, um eine Tasse Chokolade zu präpariren, und warum man so viele Ingredienzen und Wasser aus allerhand Flacons dazu nöthig habe. Dieser Dour ist gegenwärtig Haushofmeister beim Parlamentsrath Hrn. v. Ammecour.

(Aus den Anekdoten über die Krankheit und den Tod der Dauphine, Mutter Ludwigs 16, vom Marschall Richelieu; dem Grafen Mirabeau mitgetheilt und von diesem in einem Werke: l' Espion dévalisé, das 1784 streng verboten war, und heimlich verkauft wurde, bekannt gemacht. Soulavie Th. 1. S. 305.)

Herzog von Choiseul.

Der Herzog von Choiseul wurde nach Chanteloux verwiesen. Hier ließ er seinem Hasse gegen die königliche Familie, welcher er alle seine Würden verdankte, freien Lauf. Er legte hier eine Druckerey von Charakteren an, die Niemand ausser ihm verstand, und beschäftigte sich damit, seine Memoires in zwey Bänden und verschiedene Pamphlets herauszugeben, in welchen er es recht geflissentlich darauf anlegte, dem Könige Ludwig 15, dem Dauphin, (Ludwig 16) und dem Herzoge de la Vauguyon einen schlechten Namen zu machen. In diesen Memoires beschuldigt er den König, niemals die geringste Festigkeit gehabt zu haben, als wo es darauf angekommen sey, Böses zu thun; und wo er von seinen Kalkuls spricht, da ist sein Ton familiär, pralerisch und übermäßig stolz. Vom Herzoge von Vauguyon sagt er,

daß er dem jungen Dauphin fast von nichts Anderm, als von seiner hohen königlichen Geburt, so wie von seiner eigenen hohen Abstammung vorsage und ihn von der Idee der königlichen Allgewalt, der nichts widerstehen könne, schwindlich mache u. s. w. Endlich wirft er dem jungen Dauphin natürliche Abneigung gegen das weibliche Geschlecht, Gemeinheit und Grobheit, und Mangel an guter Lebensart vor, und behauptet, daß er ganz widersinnig bey allem, was er sage und höre, die drey Worte: Ba, Baca und Bacala wiederhole.

Das Merkwürdigste bey dem Hasse Choiseuls gegen Ludwig 15 und seinen Nachfolger ist, daß er im voraus die Folgen der vernachläßigten Erziehung des jungen Dauphins von Frankreich berechnet, und die Gefahren vorher sagt, welche aus dem bösen Beyspiel, das der König seinem Nachfolger gebe, dereinst entspringen müssen. „Bleibt dieser Prinz so, wie „er gegenwärtig ist, sagt der Herzog, so ist zu

„fürchten, daß seine Imbecillität, seine Lächer„lichkeiten und die Verachtung, welche davon „die nothwendige Folge ist, auf eine ganz „natürliche Weise den Verfall des Reichs „nach sich ziehen werden, und daß dieser end„lich die Nachkommen Ew. Majestät um den „Thron bringen wird." — Es ist eine Fee, der er diese Weissagung von der Revolution, die nachher auch wirklich eine Art von Fee bewerkstelligt hat; in den Mund legt. Diese Stelle allein schon kann von dem tiefen Blick des Herrn von Choiseul zeugen.

Gemählde des Herzogs von Choiseul, gegen das Ende des Jahres 1777, eigenhändig von Ludwig 16 entworfen und von seinen Papieren kopirt.

„Der Herzog von Choiseul erhielt aus der Hand der Natur, was Höflinge so selten von ihr erhalten, oder vielmehr, wozu sie ihre frivole Erziehung, Verderbtheit der Sitten und weichlicher Sinn so selten kommen lassen, und was allgemein bey ihnen erstickt wird: Charakter."

„Kühn, unternehmend und fest lag in ihm ein Fond von Energie, der ihm eines stolzen Selbstgefühls fähig machte. Er besaß Talent genug, um für ein Genie zu gelten und hinreichende Mittel, um den Glauben an ein noch weit größeres Talent zu erwecken, als er wirklich besaß.

„Er besaß Stärke der Seele, Ruhmbegierde und, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, eine unerschütterliche Standhaftigkeit, so daß er es mit allen Hindernissen, die sich ihm entgegen stellten, aufnahm und die Klippen ebnete, die er auf seinem Wege fand. Was er einmal dachte, das hielt er auch für ausführbar.“

„Der Herzog von Choiseul war von Natur zur Grausamkeit geneigt; jedes Mittel war ihm gerecht, was zu dem Zwecke führte, den er sich vorgesetzt hatte; dabey hatte er die Art aller schwachen Menschen, Andere für sich handeln zu lassen, wo es sein Interesse mit sich brachte, verborgen zu bleiben.“

„Sein Charakter hatte eine Eigenheit, die ich noch nirgend in der Welt angetroffen habe, und die darin bestand, daß er die Mittel des Staats, Verdienste zu ehren, allein zu Gunsten des Auslandes verschwendete und

eventuelle Belohnungen den sichern Belohnungen vorzog, die er selbst in Händen hatte.“

„Der Herzog von Choiseul hatte sich in einem Lande, wo man die Wiederkehrenden aus dem Exil fürchtet, enthusiastische Freunde, ihm eifrig ergebene Kreaturen zu machen gewußt, die ihn zu einem gefährlichen Menschen machten. Selbst die königliche Gewalt wurde von ihm beschränkt.“

„Vor seiner Erhebung versäumte der Herzog kein Mittel, sich bey der Favorite des verstorbenen Königs in Gunst zu setzen. Als er aber erst dahin war, wohin zu kommen er getrachtet hatte, that er nichts mehr bey einer andern Favorite, um sich zu erhalten. Es liegt etwas Störrisches und Unbiegsames in dem Charakter dieses Menschen, das ihn nur zu gewisser Art von Geschäften brauchbar macht.

„Auch ist von seiner gefahrvollen Administration kein Denkmal übrig geblieben, als die Felsmasse im mittelländischen Meer, die zwey mörderische Feldzüge mit Blut getränkt haben, und die endlich mit ungeheuern Kosten eingenommen wurde, um uns dafür Nichts zu geben und immerwährende Unkosten zu veranlassen.“

1. Seine Vertilgung der Jesuiten hat eine Lücke hervorgebracht, welche noch durch keinen andern Körper hat ausgefüllt werden können, zum großen Schaden für die Erziehung der Jugend und für die schöne Litteratur.

2. Sein Bündniß mit den Parlamentern hat viele Bande aufgelößt, welche die Unterthanen an ihren Souverain knüpften. Man hat diese Gerichtshöfe auflösen müssen, um sie wieder herzustellen. Dieser

Wunde wird man nur mit viel Klugheit und mit der Zeit erst beikommen können.

3. Seine Allianz mit dem Hause Oestreich ist etwas Gutes, in sofern sie der Geissel des Krieges mit dieser Macht ein Ende gemacht hat; dafür können wir jetzt um so sicherer die Engländer verfolgen, ohne uns vor Diversionen fürchten zu dürfen. Aber diese Allianz ist unserm Interesse entgegen durch ihre große Neuheit und weil sie der Kaiserin gestattet, ungestraft in Europa so viel Uebles zu thun, als ihr Interesse erheischt unsern alten freundschaftlich verbündeten Mächten im Norden zuzufügen.

4. Meine Heirath mit der Königin ist ganz sein Werk. Er negoziirte und schloß sie in der Absicht, dieser Allianz desto mehr Stärke zu geben; aber es ist wesentlich zu erwägen, ob der Einfluß dieser Verbindung nicht die besondern Nachtheile vermeh-

ren wird, welche wir in diesem Traktat gefunden haben.

5. Der siebenjährige Krieg, den der Herzog von Choiseul herbeigeführt hat, ist, zur Schande Frankreichs, eine andere Geissel zu Wasser und zu Lande. Ein zweiter Krieg ist nothwendig geworden, um die Uebel wieder gut zu machen und die Schande auszulöschen, die dadurch auf Frankreich gefallen ist.

6. Die Philosophie wurde vom Herzog von Choiseul unterstützt und begünstigt. Die Gründe dieses seines Verfahrens lassen sich nicht so leicht, wie die von den andern großen Operationen, während seines Ministeriums durchdringen. Das Resultat davon aber ist das Erwachsen einer Parthey in Frankreich, mit der man bisweilen nothwendig in Unterhandlungen treten, oder die man wenigstens schonen muß. Er hat einigen Mitgliedern des Clerus die Philosophie

eingeimpft, was in der Politik ein ganz neues Phänomen abgiebt.

„Man wirft dem Herzoge von Choiseul noch Operationen vor, die von einer ganz andern Art sind. Sogar ziemlich laut wirft man sie ihm vor. Wenn ein oder mehrere Verbrechen für die Menge problematisch sind, so bringt es die Natur dieser Schandthaten mit sich, daß man nicht laut davon spreche. Man muß sich begnügen, im Stillen über die Verderbtheit der Zeit und der Menschen zu seufzen."

„Frankreich hat den Staatsstreichen des Herzogs und den verderblichen politischen Operationen widerstanden, welche ihm von mehrern Mächten, oder aber von der Macht diktirt waren, mit der wir in gutem Vernehmen leben, aber die wir nie ausser Acht lassen müssen." *)

*) Oestreich — dieses Wort steht im Original von einer fremden Hand geschrieben.

„Wenn Hr. von Choiseul noch jetzt Minister wäre und auf Operationen von der Art, wie wir eben gesehen haben, sinnen wollte, würde Frankreich sie wohl noch aushalten können? Um in Frieden von unsern Territorial-Reichthümern, unserer Industrie, von unserer verhältnißmäßigen Kraft Nutzen zu ziehen, bedürfen wir nichts als Ruhe und eine weise Regierung. Ein unruhiger, eitler und ruhmsüchtiger Minister, der sich auf Gegenstände spekulativer Politik einläßt, wird Frankreich allemal ins Unglück bringen; und der Herr v. Choiseul hat gleich vom Anfang seines Ministeriums bis zu seinem Exil sich beständig damit abgegeben, sowohl zu zerstören, was Weisheit, Erfahrung und Grundsatze, aus vergangenen Zeiten abstrahirt, aufgebaut hatten, als auch Dinge zu begründen, welche nach den Grundsätzen der Erfahrung und Weisheit hätten in die Ferne gehalten, aber nur mit Einschränkung zugelassen werden sollen.“

„Die Regierung hatte unaufhörlich dahin gearbeitet, die Parlamente in Unterwürfigkeit zu erhalten; Herr v. Choiseul hat dagegen nicht aufgehört, die Parlamente gegen den verwaltenden Körper des Staats aufzuwiegeln.“

„Die Regierung war seit Jahrhunderten in Europa der protegirende Staat der Mächte vom zweiten Range; und Herr v. Choiseul hat uns durch seine Allianz mit Oestreich um diese Mächte gebracht, deren Freundschaft und Beihülfe uns so gute Dienste leisteten.“

„Die Regierung hatte zu allen Zeiten ihre besondere Protektion jener berühmten Gesellschaft angedeihen lassen, welche die Jugend in der Pflicht der Unterwürfigkeit und in nützlichen Künsten, in den Wissenschaften und einer glänzenden Literatur unterrichteten; Herr von Choiseul hingegen hat diese berühmte Gesellschaft der Verfolgung der Parlamente und ihrer Feinde Preis gegeben, und die Jugend den

den Einflüssen der philosophischen Systeme oder den gefährlichen Meinungen der Parlamente blos gestellt."

„Die Regierung hatte Alles gethan, um im Norden die preußische Monarchie aufrecht zu erhalten, um durch diesen neuen Staat dem Uebergewicht der natürlichen Feinde Frankreichs entgegen zu wirken; und Hr. von Choiseul hat unsere Schätze und unsere militairische Volksmenge verschwendet, um diese Macht zum Vortheil unsers natürlichen Feindes zu zerstören."

„Die Regierung hat den Schriftstellern nie gestattet, dem Volke Ideen zuzuführen, die mit der ruhigen und glücklichen monarchischen Form, so wie sie in Frankreich besteht, in Widerspruch wären; und Herr von Choiseul hat ganz offenbar die neuern Philosophen, die Jansenisten, die Parlemente gegen die bestehende Staatsconstitution, gegen die Kirche und gegen die königliche Gewalt aufgewiegelt."

„Auf diese Weise hat er beständig in allen Departements, die ihm anvertraut waren,

dahin gearbeitet, zu zerstören, was vor ihm mit vieler Weisheit eingerichtet war; und nie ist es ihm gelungen, etwas anders einzuführen, als:

„einen Aufstand der Philosophen und der Parlemente; man muß daher diese gefährlichen Bewegungen dämpfen — — —

„den Aufstand unsers natürlichen Feindes gegen unsern alten Freund, den König von Preußen, und gegen andere Staaten vom zweiten Range; man muß also wieder mit dem Könige von Preußen anzuknüpfen suchen — —

„Die Uebermacht der Engländer zur See ist das Resultat des heillosen Krieges, den Hr. von Choiseul gegen sie unterhalten hat; wir müssen uns also wieder mit der Würde, deren wir fähig sind, zu dem Flor und dem ausgebreiteten Seehandel empor zu bringen suchen, wie er unter Ludwig dem 14ten war, und dessen Verfall sich von der Epoche des unglücklichen siebenjährigen Krieges herschreibt.“

„Nach alle dem ist der Herr von Choiseul Frankreich nichts als ein Fremder gewesen, der mit seinem Herzen nie bey den Departements war, deren Leitung ihm anvertraut war; dies führt von selbst auf die Frage, ob er wohl, mit Sicherheit für Frankreich, ins Ministerium zurückgerufen werden kann. Seine Verschwendungen haben Unordnungen in die Finanzen gebracht. Unsere Marine ist unter seiner Verwaltung vernichtet; unsere Truppen sind auf dem festen Lande unaufhörlich geschlagen worden. Unsere Staatsgeschäfte haben unter Einfluß einer alten Rivalin gestanden. Herr von Choiseul ist also eine Plage für Frankreich in allen Zweigen der Verwaltung gewesen."

Dies ist das Gemählde vom Herzog von Choiseul, das Ludwig 16 in seinem geheimen Portefeuille, in den kleinen Zimmern zu Versailles bewahrte.

General Lally's Schicksal unter dem Herzoge von Choiseul.

Die blutdürstige Regierung des Kardinals Richelieu und insonderheit die Tragödie der englischen Revolution, hatte ganz Europa seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in Aufruhr gebracht, und es formirte sich eine mächtige Meinung gegen Staatsverbrechen, welche die Regierungen nöthigten, darauf die Strafe öffentlicher Hinrichtung, wie auf gemeinen Mord und Straßenraub, zu setzen. Ludwig der 14te bestrafte nur die Felonie des Ritters von Rohan mit dem Tode, und dieser würde doch noch von ihm begnadigt worden seyn, wenn man ihn darum gebeten hätte.

Während der Regentschaft wurden von dem schlechten und unversöhnlichen Dübois Schaffotte in Bretagne errichtet; aber unter

Ludwig dem 15ten, dem während der Administration des Kardinal Fleury nur friedliche Bilder vorgehalten wurden, herrschte das System der Milde. Und dennoch gestand Frau von Pompadour, die fast unmittelbar nach dem Kardinal des Königs Vertrauen erhielt, mehr als einmal, daß sie unaufhörlich darauf denke, den Zorn des Fürsten zu mildern, der bey dem Widerstande der Gerichtshöfe so oft ausser sich sey.

„Will der König ein einzigesmal, sagte „sie, daß Blut vergossen werde, so kenne ich „ihn, wird bald der Hof davon überschwemmt „werden."

Ludwig der 15te war schwach; blos das Bewußtseyn, im Besitz einer militärischen Gewalt zu seyn, konnte ihn zur augenblicklichen Wuth verleiten. Aber der Herzog von Choiseul wußte es durch eine gewisse Energie des Geistes und durch seinen bestimmten und festen

Charakter zu hintertreiben, daß man nicht zu jenen Schreckensmitteln, die im sechzehnten Jahrhundert allgemein waren, seine Zuflucht nahm. Die damalige Generation war noch ganz dazu geeignet, sich unbedingt unter den Willen des Königs zu beugen. Unterdeß sind und bleiben die Grausamkeiten, die an den Jesuiten, an Jungen wie an Greisen, verübt wurden, das Knebeln Lally's, das über ganz Europa Entsetzen verbreitete und das die Engländer gegen diese unmenschliche Verfahrungsart eben so aufbrachte, wie wir es über die Hinrichtung des Generals Bing wurden, unauslöschliche Schandflecken seiner Staatsverwatung.

Der General Lally war ein Mann von bedeutendem Stande, der aus Ergebenheit gegen das Haus Stuart, das vom englischen Throne ausgeschlossen wurde, sein Schicksal an das Schicksal dieses Hauses geknüpft hatte. Er hatte Frankreich zu seinem neuen Vaterlande

erkohren, und sich in dem Kriege gegen die Engländer 1740, insonderheit dadurch zu seinem Ruhm ausgezeichnet, daß er die berühmte feindliche Kolonne in der Schlacht bei Fontenai über den Haufen warf. In Indien war er weniger glücklich. Die französische Escadre, ohneractet sie der englischen überlegen war, ließ Pondichery, die schönste unserer dortigen Besitzungen, im Stich. Choiseuls Parthey fand sich durch diese Kriegsunfälle gedemüthigt; es bedurfte daher eines Opfers aus dreien Gründen: einmal, um das Ausland zu überreden, der Irländer habe als ein Verräther an uns gehandelt, und um die Ehre unserer Flagge zu retten; sodann, um in dem Ministerium den kühnen Ton aus den Zeiten Richelieus zu behaupten; und endlich um den nächsten Verwandten des General Lally, den Herrn von Saint-Priest, Intendanten von Languedoc, zu stürzen, der, von einer mächtigen Parthey dazu ausersehen, dem Herzoge von Choiseul im Ministerium zu folgen, den Muth hatte,

Lally für seinen Verwandten anzuerkennen, sich seiner laut anzunehmen und ihn für unschuldig zu erklären.

Die Engländer hatten dem Admiral Bing den Kopf abgeschlagen, aber darum ihren Zweck nicht erreicht. Eben so wenige Folgen für die öffentliche Meinung in Frankreich hatte die Formalität, mit welcher man die unsinnige Beschuldigung vorbrachte: Lally habe die Sache Ludwigs des 15ten verrathen. Dadurch, daß der Herzog den König hintergieng, brachte er sich allmählig um seinen ganzen Kredit bey ihm; denn er kam bald genug hinter die Wahrheit und überzeugte sich, daß er von seinem Minister falsch geleitet worden sey.

Man mogte bey der Verurtheilung des Generals noch so sehr jede Form Rechtens beobachtet haben, der König sahe darum nicht minder seinen Fehler ein, den er dadurch begangen, daß er dem Parlament, welches er

sonst nur als ein Tribunal für Privat-Streitigkeiten betrachtet hatte, hatte gelten lassen, eine Sache übergeben hatte, die eigentlich nur zur Entscheidung der höchsten Macht im Staate, die von Choiseul auf jenes Tribunal dadurch übergetragen wurde, geeignet sey. So geschahe es denn, daß, durch eine sonderbare Ideenverwechselung dem Parlamente das Urtheil in einer Staatsaffaire, in einer militärischen Sache übergeben wurde, die nur durch Generale instruirt werden konnte, und daß demselben über eine Angelegenheit der höhern Staatsverwaltung, in welche kein Parlament sich zu mischen hatte, wofern nicht alle politische Grundsätze der Monarchie über den Haufen geworfen werden sollten, eine entscheidende Stimme eingeräumt wurde. Herr von Choiseul verwandelte demnach sein geliebtes Parlament in eine Ministerielle Commission, während er auf der andern Seite die Moralität dieses höchsten Tribunals der Monarchie verdarb, eines Tribunals, das unter den vorigen Ministern der

natürliche und erklärte Feind aller Willkührlichkeit in Strafen, und der Commissionen von Seiten der Regierung gewesen war, und als der letzte Zufluchtsort der Franzosen angesehen wurde, wenn sie sich vor Feindseligkeiten der Minister oder der Hofleute in Sicherheit setzen wollten.

Diese unerhörte Procedur mußte dem Herzoge, der unsichtbar dabey mitwirkte, Alles nach seinem Willen in die Hände spielen. Er bewirkte dem Parlamente den förmlichen Auftrag aus dem Kabinette, den Kriminal-Prozeß einzuleiten. Die Hauptstadt sah aber solch eine Hinrichtung, zumal als Strafe für Verbrechen, die über zwey tausend Lieues weit begangen seyn sollten, sehr ungern. Man mußte also das Publikum beleben und gegen den General Mittel gebrauchen, wie sie nur Minister anwenden können, deren Macht von einer Gefahr bedroht wird, oder die sich in einem gewissen Zustande der Wuth oder der Berauschung befinden.

Man sprach denn also gegen Lally die Anklage: Lally habe das Interesse des Königs und der Indischen Compagnie zu Pondichery verrathen, in Form Rechtens aus.

Die fünf Mitglieder des Gerichtshofes indeß, die Bericht erstatten mußten, erklärten sogleich unter sich den General für unschuldig. Aber an dem Tage, wo der Bericht abgeschlossen werden sollte, verurtheilten zwey ihn zum Tode, und zwey andere sprachen ihn frey. Noch stand es bey dem Dritten, ihn zu retten; aber, lange unentschlossen zwischen diesen beiden Meinungen schwankend, sprach auch er endlich, um seine Skrupel los zu werden, das Todesurtheil aus; mit dem Zusatze: dabey mag es aber nun auch genug seyn!

Lally hatte im Parlament die eifrigen Partheygänger Choiseuls gegen sich. Diese giengen sogar so weit, ihn zum Rade zu verurtheilen. „Wollt ihr denn doch, daß er ster-

„le, erwiederte der gescheuteste unter ihnen, „so wählt eine andere Todesart; nimmermehr „wird der König zugeben, daß Lally lebendig „gerädert werde." Nach seinem Vorschlage ward auf Enthauptung gestimmt. „Die Nation bedarf auf jeden Fall eines Exempels," sagten die Richter; „da wir aber keine Fakta „dem Publikum vorlegen können, so müssen wir „ihm sagen, daß wir ihn wegen seines gesammten Betragens (summarisch) verurtheilt haben." — Die militärischen Zeugnisse der Crillons, der Montmorency, welche Kriegsgefährten des Generals in Indien gewesen waren, wurden nicht geachtet; man hörte dafür die Aussagen eines Stallknechts und eines Kochs von Lally, die mit einem Herrn unzufrieden waren, der gegen sie einen harten Charakter gezeigt hatte.

Die Richter waren gegen den General so aufgebracht, daß einer von ihnen zum Könige gieng ihn zu bitten, daß er doch ja den Gene-

ral nicht begnadigen mögte. Mademoiselle Dillon, die Einzige seiner zahlreichen Verwandten in Frankreich, wagte es, dem Könige zu schreiben und ihn zu bitten, die Herren von Montmorency und Crillon, als Augenzeugen von dem Eifer und dem Muthe des Unglücklichen, selbst zu verhören. Aber der Fürst war einmal unter dem Joche Choiseuls und von ihm streng beobachtet; es war unmöglich ihn zu rühren und ihn für jenen Vorschlag geneigt zu machen. Frau von la Heuse warf sich ihm zu Füßen und flehte um Gnade; aber der König, den der Herzog von Choiseul zu Choisy keinen Augenblick allein ließ, blieb unbeweglich.

Am Tage der Hinrichtung verschloß dieser Minister jeden Zugang zum Könige, um der Reue dieses Fürsten zuvor zu kommen, dem er nicht trauete. Unterdeß beschleunigte man zu Paris diesen Augenblick; man setzte den General in den vordersten Karren, und damit er zum Volke nicht von seiner Sache sprechen könne, so

legte ihm der Henker auf Befehl von Pasquier einen Knebel in den Mund. Bestürzung und Schrecken erfüllten die ganze Stadt. Solche Beispiele von Grausamkeit kannte man nur aus der Geschichte des schändlich versunkenen Roms unter einem Nero.

Als der General auf den Richtplatz gekommen war, verrichtete er sein Gebet. Aber ehe er es noch geendiget hatte, hieb der Scharfrichter ein, verfehlte ihn aber, so daß ihrer drey ihn ergreifen und ihm den Kopf herunter säbeln mußten.

Der Sohn des Generals, der Zögling eines öffentlichen Instituts war, hört kaum in diesem Augenblick von dem schrecklichen Ende seines Vaters, als er aus der Schule heraus stürzt, und durch den Haufen hindurch dringt, um ihn noch einmal zu sehen. Aber er fand nur noch das Blut seines Vaters, das ihm entgegen strömte. Bey dieser Nachricht erneuerte

sich die Wuth Choiseuls und des Parlaments. Das Kind ward des Landes verwiesen und alle Dokumente seiner Geburt wurden vernichtet.

Die tugendhafte Demoiselle Dillon benutzte einen ruhigen Augenblick, um den König über diese Sache aufzuklären, und es gelang ihr diesen Fürsten zu überführen, daß der General Lally zwar wohl hart und strenge in seinem Dienst, aber seiner Ehre, dem Könige und dem Vaterland treu geblieben sey. Ludwig ließ der Mademoiselle Dillon den Sohn wieder zuführen, und die Papiere unter seinen Augen ausfertigen, worin seine Geburt bestätigt und Name und Güter seines Vaters ihm wieder gegeben wurden. Die kindliche Liebe und das Schicksal dieses Jünglings rührten ganz Paris. Er war endlich so glücklich, die Ehre seines Vaters, aller mächtigen Oppositionen des Parlaments ungeachtet, wieder herzustellen.

Der König bezeugte die lebhafteste Reue über Lally's Tod und äußerte seine Klagen

darüber dem Herzoge. Ich habe es nicht zu verantworten, das vergossene Blut, sagte er; Ihr habt mich betrogen!

Erst unter der Regierung Ludwigs des 16ten gelang es dem jungen Grafen Lally-Tolendal, das Andenken seines Vaters von allem Makel zu reinigen. Die Protektion, welche Maria Antoinette dem Herzoge von Choiseul in seinem Exil angedeihen ließ, war ein großes Hinderniß dazu. Allein der junge Lally wußte sich unter diesen Umständen mit aller möglichen Delikatesse zu betragen, und sich dadurch die Achtung der Königin zuzuziehen. Angenehm, liebenswürdig, voll Geist und von einer sehr interessanten Figur wie er war, sahe man ihn überall bei Personen von Kredit und Einfluß um die Erneuerung seiner Sache nicht ohne Erfolg nachsuchen. Ich für meine Person versprach ihm 1786, in seiner Wohnung in der Straße Saint-Hyacinthe, mich an alle Vertheidiger seines Vaters anzuschließen und in-

sonderheit den Herzog von Choiseul nach dem Leben zu zeichnen, auf den er sich nun einmal nicht in allen und jeden seiner Briefe beziehen durfte. Ich habe mein Wort gehalten. Mögen dadurch die Blicke der Republikaner auf diesen berühmten Verbannten gerichtet werden. Er liebte die Freiheit, er wollte sie so, wie sie Frankreich damals bedurfte. Ist das ein Grund ihn zu verbannen? Ist das ein gesetzlicher Grund für eine so gemäßigte Regierung als die jetzige, ihn ferner im Exil zu lassen? Die Nachkommenschaft, die seine Pflichttreue zu schätzen wissen wird, wird weder die Vertheidigung seines Vaters, noch die seines Königes vergessen. Seit dem Oktober 1791 suchte er beim Convent um die Erlaubniß nach, Ludwig den 16ten vertheidigen zu dürfen; aber die Erlaubniß dieser heiligen Pflicht ward ihm versagt, und man gieng zur Tagesordnung über. Seine Rede, die er halten wollte, ist aber noch da; sie ist eben so ein Meisterwerk in Absicht des Gefühls, als die Vertheidigungsschrift für seinen Vater.

Madame Dubarry.

Eine Maitresse, Mad. de Pompadour hatte den Herzog von Choiseul ins Ministerium hinauf gehoben. Der Marschall Richelieu und der Herzog Aiguillon bedienten sich des nehmlichen Mittels, um ihn zu stürzen und sich auf ihren Stellen zu erhalten.

Unter diesen Umständen wurde Madame Dübarry dem Könige bey Hofe vorgestellt. Sie war schön, wie Amor. Aber sie hatte die erste Schule der Unsittlichkeit in den öffentlichen Häusern der Straße Saint-Honore' gemacht. Mit einigen jungen Herren vom Hofe setzte sie dies Gewerbe fort, und diese gaben ihr den Rath, mit dem Könige zu thun wie Mädchen der Art mit alten Sündern der Hauptstadt zu thun pflegten. Für Ludwig den 15ten, dessen Imagination eben so abgenutzt war als sein Körper und sein Charakter, hatte es etwas Anziehendes, sich mit einem Weibe dieser Art

zu vergnügen. Allein der Herzog von Choiseul, der, zur Aufrechthaltung seiner Politik, den Plan noch nicht aus den Augen verlohren hatte, dem Könige eine Erzherzogin zur Gemahlin zu geben, erhob mancherley Schwierigkeiten gegen diese neue Liebschaft des Königs. Er ließ auf Madam Dubarry auf öffentlichen Plätzen der Hauptstadt allerhand Gassenhauer, unter verdecktem Namen absingen. Dagegen ließ Mad. Dubarry, die sich dadurch sehr beleidigt fand, die Liebesgeschichten des Herzogs von Choiseul mit seiner Schwester, der Herzogin v. Grammont, publiziren.

Choiseuls Parthey wettete, daß die Dubarry nicht präsentirt werden würde; Aiguillons Parthey dagegen wettete noch höher für das Gegentheil, und endlich stellte sie der Marschall Richelieu, wie in solchen Fällen gewöhnlich, vor. Von nun an fehlte es der Favorite weder an Leuten, die ihr die Cour machten, noch an Anbetern. Sie empfieng, nach Ge-

brauch, die Huldigungsbezeugungen von den Prinzen Conti und Condé; und zu den Personen ihres Hofes gehörten der Marschall Richelieu, der Herzog Aiguillon, Madam de Chateau-Renaud, Mad. de l'Hopital und Madam de Va — —, das schändlichste, versunkenste Weib am ganzen Hofe. Frau von Mirepoix, die ewige Spielerin, die stets in Geldnoth war, und durch den Kanal der Favorite Summen über Summen erhielt, war ihre allgefällige Vertraute, und die Herzogin Aiguillon, eine Dame, die auf Decenz und gute Sitten hielt, ward durch ihren Mann gezwungen, der Dubarry die Cour zu machen. Der Kanzler schlug sich bald ganz öffentlich auf diese Seite; und nun gab es zwey bestimmte Partheyen am Hofe, die eine war für Choiseul, welche sich aber ganz allmählig verminderte, die andere für Madame Dubarry, die von Tage zu Tage ausgebreiteter wurde. Bald war es zu Versailles völlig vergessen, was der Na-

me Dubarry eigentlich Niedriges und Schimpfliches enthielt.

Die Verschiedenheit der Meinungen über ihre Herkunft gibt einen hinlänglichen Beweis, welche Gesinnung sie selber von den Urhebern ihres Daseyns empfangen haben konnte. Lange Zeit sagte man, daß sie die Tochter einer Köchin und eines Mönches sey. Andere läugneten diesen Ursprung; alle aber kamen darin überein, daß sie schon seit ihrem zwölften Jahre ein geschändetes Geschöpf gewesen sey. Lavauvernadiere ward ihr erster Liebhaber von einiger Bedeutung; bald aber verließ sie ihn, nahm ihn wieder an, um ihn von neuem zu verlassen. Darauf kehrte sie wieder zum Stande eines öffentlichen Freudenmädchens zurück. Endlich nahm sie der Graf Dubarry zu sich. Er war von Levignan gebürtig, drey Meilen von Toulouse, ein junger Wüstling vom schlechtesten Rufe, der sich in öffentlichen Häusern umhertrieb und den man seitdem mit so vielem Rechte bey Hofe le roué

nannte. Dieser verkuppelte sie an die jungen Herren vom Hofe, an die ersten Kommis und endlich an Saint-Foir, der eine der höchsten Stellen in dem Bureau der auswärtigen Angelegenheiten bekleidete, und der sie zu seiner erklärten Maitresse erhob. Er trat sie aber wieder dem Dubarry ab, welcher sie an die Spitze eines Spielhauses stellte, das er errichtete und das bald einen Namen bekam. Hier war es, wo Lebel, erster Kammerdiener des Königs, sie des Königs für würdig erkannte.

Dieser Lebel war der Vorsteher und Erfinder des berüchtigten Hirsch-Parks (parc aux cerfs), der aus einer Reihe von schlechten Häusern nahe bey Versailles bestand, woselbst er die schönsten Mädchen, die nur in der Hauptstadt aufzutreiben waren, für das Vergnügen des alten Herrn einquartirte. Bekanntlich brachte es die Etikette mit sich, daß unsere Könige nicht eher von einer Schüssel aßen, als bis einige Leute von Rang davon gekostet hatten. Diese Etikette trug Lebel auf

die Parties de Plaisir des Königs über, und überlieferte seine Mädchen dem Monarchen nicht eher, als bis er sich selbst persönlich von ihrer vollkommensten Gesundheit überzeugt hatte. Der Demoiselle Lange kam es natürlicher Weise nicht schwer an, sich dieser Probe zu unterwerfen. Die sinnreichsten Anleitungen des Marschalls Richelieu, der diesem Geschäft vorstand und der ihr empfahl, sich durch nichts überraschen zu lassen, begünstigten den Erfolg. Sie versprach, dem Könige ein Mädchen von zehnjähriger Erfahrung zu seyn. Ludwig 15 war ganz verwundert über dieses neue schöne Kind, von der er vor der Hand weder ihr Herkommen, noch sonst wußte, wovon sie in der Hauptstadt eigentlich lebe.

Der König war mit der neuen Favorite ausnehmend zufrieden, und sie war dafür wieder dem Lebel, dem Marschall Richelieu und dem Herzog Aiguillon mit Leib und Seele ergeben. Nur mußte man daran denken, sie

unter einem anständigen Namen aufzuführen. Dubarry, der sie zur Wahl vorgeschlagen hatte, übernahm es, eine Heirath mit seinem Bruder zu unterhandeln. Das Geschäft kam zu Stande, und so ward sie denn nun als Gräfin Dubarry dem Könige vorgestellt, und durch die Intriguen des Marschalls Richelieu förmlich zur königlichen Maitresse erklärt.

Dies war die Frau, deren Erhebung die Parlamenter ihre Auflösung und die Ungnade des Königs zu verdanken hatten!

Vermählung des Dauphins mit Maria Antoinette.

Der schlaue und gewandte Herzog von Choiseul empfand es bald, daß diese Maitresse nicht seine Kreatur sey, und leitete daher die Heirathsunterhandlung, die er für Ludwig 15 projektirt gehabt hatte, für den Dauphin ein. Die Kaiserin hatte mehrere Erzherzoginnen, die alle sehr schön waren, und die sie dazu bestimmt hatte, daß sie einst Europa regieren sollten. Von ihrer Kindheit an sagte sie ihnen vor, daß ihr kaiserliches Haus über alle Kronen, und daß fürstliche Personen unendlich über andere Menschen erhaben wären; sie sagte ihnen, daß Bande der Ehe nie Familienbande auflösen dürften, und daß insonderheit die Erzherzoginnen von jeher eine Stütze des Ruhms und der Macht ihres Hauses gewesen wären. Diese Fürstin, die ihre heimlichen Anbeter hatte, sahe ihren Töchtern bey dem Unterricht,

den sie von ihren Lehrern in den Künsten der Galanterie erhielten, durch die Finger.

Während der Negotiationen wegen der Verbindung des Dauphins mit Marie Antoinette, bat sich die Kaiserin vom Herzog einen Abbe' aus, der ihre Tochter mit dem Ton und den Sitten von Paris vertraut machen und sie in der französischen Sprache zur Vollkommenheit bringen sollte. Dieser wandte sich wegen der Wahl eines Instruktors an Lomenie, und das Loos traf den Abbe' Vermont, der nun der jungen Marie Antoinette zugeschickt wurde. Aber anstatt sie zu lehren, daß die Königinnen von Frankreich unter den letzten Regenten sich bey Religiosität und dem Bestreben, ihren Männern zu gefallen, sehr wohl befanden, lehrte sie Vermont inkonsequent seyn und sich zu verstellen, und einige behaupten gar, er habe ihr in noch schlechtern Dingen Unterricht gegeben. Das ist eben derselbe Abbe', der seitdem die glänzendsten Würden ausschlug, und der, zufrieden der geheimste Vertraute der Kö-

nigin, in seinem Hause allmächtig überhäuft mit Geschenken der Kaiserin, von wesentlichem Einfluß bey der Wahl der Minister und der Ernennung der Bischöfe zu seyn, es vorzog, im Stillen die Angelegenheiten der Königin in ihren geheimen Wohnzimmern zu leiten.

Die Lehren, welche die Kaiserin ihrer Tochter gab, waren, in Bezug auf die französische Nation, wieder von einer ganz andern Art. Ihr Plan war, über das Kabinet von Versailles eine Herrschaft zu gewinnen und, was also ganz von selbst daraus folgte, Frankreich ins Verderben zu bringen. — —

Mit dem festen Vorsatz, an dem Hofe zu Versailles stets Oestreicherin zu seyn und zu bleiben, reiste Marie Antoinette von Wien zur Vermählung mit dem Dauphin ab, von dem Abbe' Vermont hinlänglich in der Kunst, sich zu verstellen, unterrichtet; so wie von ihrer Mutter von allen Personen genau unterrichtet, welchen sie ausschliessend ihr Vertrauen zuzuwenden habe. —

Sie kam den 14 April 1770 zu Compiegne an, und wurde vom Könige und von dem Dauphin empfangen. Am 15ten schlief sie zu Muette mit ihren Frauen, und am 16ten kam sie nach Versailles, um eine Verbindung mit einem Hofe einzugehen, die ihr endlich den Tod zu Wege brachte. Zwanzig Millionen, eine ungeheure Summe, in Vergleich mit dem Aufwande, welche die Vermählungen der ältern Könige von Frankreich gekostet hatten, giengen darauf bey der Vermählungsceremonie. Eine erstaunliche Menge Franzosen strömte von allen Orten herbey. Eine einzige Stimme — und diese sprach im Namen einer mißvergnügten Philosophie, welche diese Verschwendung geweckt hatte — wagte es, sich in einem fliegenden Blatte hören zu lassen, und behauptete, es würde besser seyn, wenn man dem belasteten Volke eine gleiche Summe an Auflagen erlassen wollte. Das Erste, was Marie Antoinette in Frankreich erlebte, war ein durch bittere und philosophische Kritiken gestörtes Fest.

Schreckliche Vorempfindungen und Zubereitungen zu ihrer schmählichen Hinrichtung, waren das Letzte, was die Unglückliche hier erfahren mußte!

Wer die Pracht der Festivitäten zu Versailles mit angesehen, der versichert, daß sie schlechterdings jede Beschreibung hinter sich zurücklassen. Selbst die berühmtesten Feste unter Ludwig 14 können damit nicht verglichen werden. Der Glanz und die Schönheit des Schmucks der Hofdamen; die Eleganz der Mode neuerer Zeit; die Erleuchtung des Gartens, der wie durch einen magischen Zauber plötzlich von mehrern Millionen Lampen illuminirt wurde — Dies alles bot dem Auge ein entzückendes Schauspiel dar. Man kann sich ungefähr eine Idee von der Herrlichkeit dieses Festins nach einen Bouquet des Feuerwerks machen. In einen Augenblick stiegen dreyßig tausend Raketen in die Höhe, wovon jede einen Thaler kostete. Der ganze Himmel schien

plötzlich in Feuer zu stehen, und das hellste Tageslicht wechselte mit der Finsterniß der Nacht.

Aber leider wurde bald darnach ganz Frankreich durch ein unvermuthetes Ereigniß in die tiefste Trauer versetzt. Der Tag nemlich, an welchem die Stadt Paris ein zweytes Feuerwerk auf dem Platze der Statue von Ludwig dem 15ten veranstaltete, ward von der mißvergnügten Gegenparthey, die einen heimlichen Bund gegen die österreichische Allianz geschlossen hatte, zu einem Blutbade ausgewählt. In den Erklärungen, die der Hof darüber nachher ausgehen ließ, so wie in den Zeitschriften, ward die Schuld auf die Schwäche des Maire's und der Schöppen der Hauptstadt geschoben. Es ward versichert, sie haben sich nicht wegen ihrer Dienstpflichten und Gerechtsame mit einander vereinigen können, und daraus seyen Vernachläßigungen entstanden. Auch schob man zum Theil die Schuld auf den Architekten der Stadt Paris, der unvorsichtiger Weise große Steine auf dem Platze Lud-

wigs 15 sollte haben umher liegen lassen. Allein der Tod, den 1200 Franzosen bis in die entferntesten Straßen hin fanden, wo keine solchen Steine umherlagen, bewieß nur zu gewiß, daß dies Unglück Folge eines angelegten Planes war. Es wurden Weiber, Greise und selbst Kinder, die dem Feste in den Elysäischen Feldern, auf den Brücken und an den Quais ruhig zusahen, umgebracht. Man sahe Mörder mit Degen und Dolchen bewafnet die dichten Haufen durchdringen. Der abergläubische und leichtgläubige Pariser, weit entfernt an einen Aufstand zu denken, begnügte sich mit dem Ausspruche, daß es diesmal eine unglückliche Regierung geben werde. Eine einzige Stelle aus den Papieren des Königs giebt uns darüber Aufschluß. Es wird darin gesagt: „daß „der Widerwille derjenigen, welche seiner Heirath Hindernisse in den Weg gelegt, sich an „jenem festlichen Tage in Wuth verkehrt habe, „daß es wesentlich nothwendig sey, das Ereig-

„niß dieses Tages mit einem undurchdringli„chen Schleyer zu bedecken, und daß man sein „Auge von jenen schrecklichen Bubenstücken, „die man im Sinne hatte, und die nur fehl„schlugen, lieber wegwenden müsse.“ — Hier brechen die Memoires des Königs ab.

Ende Ludwigs des Funfzehnten.

Schon war der Einfluß Frankreichs auf die Mächte Europens, die sonst gewohnt gewesen waren, uns zu fürchten und unsern Beistand zu suchen, sehr geschwächt, als der König zu Trianon, wo ihn eine Lustpartie gewohnter Art hingezogen hatte, in eine tödtliche Krankheit verfiel.

Wundärzte mogten über die Vergnügungen dieses Fürsten und die Wahl der Mädchen, die im parc aux cerfs unterhalten wurden, noch so sehr die Aufsicht führen; der König gab sich diesmal aufs Gerathewohl einem kleinen Mädchen hin, das seit einigen Stunden die Pocken hatte und wodurch er sie nun zum zweitenmal eingeimpft bekam. Zur Wiedervergeltung theilte er ihr seine übel geheilte Krankheit mit, die ihn seit einigen Jahren schon langsam verzehrte und wogegen kein einziges Mittel anschlagen wollte. Die Geschich-

te muß die Wundärzte aus den spätern Jahren Ludwigs des 15ten auf ewig brandmarken; denn sie hatten nicht das Herz, die unmensch- liche Meinung, die ihm Richelieu, Bertin und Lebel eingeflößt hatten, anzugreifen. „Der „König muß bey robusten, feurigen und gesun- „den jungen Personen seine Krankheit ableiten, sagten sie; „das ist das einzige Specifikum, „das uns übrig bleibt, um den Krankheitsstoff „des Königs nach der Haut zu leiten und ihn „wieder zu verjüngen.“

Das Ende eines so ausschweifenden Le- bens und einer unglücklichen Regierung war aber gekommen. Frankreich, bedrängt von aus- sem und unglücklich in seinem Innern, sollte nun bald von einem Regenten erlöset werden, des- sen Regierung (er bestieg den Thron 1715) 59 Jahre gedauert hatte. In dieser ekelhaf- ten und tödtlichen Krankheit mußte dieser Fürst durch Aeußerungen der Reue Minuten lang für sich interessiren; allein es lag im Plane je- ner Faktionen, die den Staat unterwühlten,

es zu förmlichen Ausbrüchen der Reue, die ihren Grund in der Religiosität des Königs hätten haben können, nicht kommen zu lassen. Wie in der Krankheit des Königs zu Metz vor zwanzig Jahren, thaten sich jetzt wieder zwey Partheyen am Hofe hervor, wovon die eine wollte, daß der König das Sakrament empfienge, unterdeß die andere Alles anwandte, dasselbe zu verhindern. — — „In diesem Augenblick, sagte mir der Kardinal de Luynes, „agiotirte man und trieb gleichsam einen Handel mit dem Gewissen und der Reue des „Königs.“

— — So stand es bey Hofe, als der Erzbischof von Paris am 1ten May Morgens um 11 Uhr zum erstenmale zum kranken Könige kam. Er war kaum an der Thür des Vorzimmers, als der Marschall Richelieu ihm entgegen gieng und ihn beschwor, den König nicht „einer theologischen Grille wegen drauf gehen „zu lassen, die so manchem Kranken schon den „Tod zu Wege gebracht habe. Im Fall es

„Ihnen aber darum zu thun ist, setzte er hinzu, „Ihre Neugier an dem Bekenntniß von Sün„den der Galanterie zu stillen, so belieben Sie „nur da Platz zu nehmen, mein Herr Erzbi„schof, und ich will Ihnen in die Länge und „Breite beichten; Sie sollen Dinge erfahren, „wovon Sie, so lange Sie Erzbischof von Pa„ris sind, nichts gesehen und gehört haben. „Wollen Sie aber durchaus dem Könige sel„ber die Beichte abhören und die Szenen des „Bischofs von Soissons zu Metz erneuern, „wollen Sie Madame Duberry mit Eclat ver„abschieden, so bitte ich Sie, die Folgen, die „daraus selbst für Sie entspringen können, zu „bedenken. Sie bewirken den Triumpf Choi„seuls, ihres ärgsten Feindes, von dem haupt„sächlich die Bemühungen der Mad. Dubarry „Sie befreit haben. Indem Sie Ihre Freun„din verfolgen, befördern Sie die Absichten Ih„res geschwornen Feindes. Ja, mein Herr, „daß Sie's nur wissen, Ihre Freundin; „das ist sie so gewiß, daß sie erst noch gestern

„zu mir sagte: läßt der Erzbischof uns machen, „so soll der Kardinalshut nicht ausbleiben; „das nehme ich über mich.“ —

Der Erzbischoff begriff leicht, daß der Umstand mit den Sakramenten starken Widerspruch finden würde. Er war mit Madame Adelaide, mit dem Herzog d'Aumont, dem Bischoff Senlis und dem Marschall Richelieu im Zimmer des Königs, aber er ließ nicht ein Wort von Sakramenten fallen. Dies gefiel dem Könige so wohl, daß, als der Erzbischoff kaum den Rücken gewandt hatte, er sogleich Madame Dubarry rufen ließ und ihr die schönen Hände mit der innigsten Zärtlichkeit küßte.

Den zweiten May befand sich der König etwas besser. Mad. Dubarry hatte ihm zwei Aerzte, Lorry und Bordru, zugeordnet, die den gemessensten Auftrag hatten, die Natur seiner Krankheit und seinen wahren Zustand vor ihm geheim zu halten, um die Priester zu entfernen und einem schimpflichen Abschiede vorzubeugen. In Momenten, wo der König sich

erträglich befand, nahm sie gegen ihn ihren gewohnten muntern Ton an und unterhielt ihn durch allerhand feine Wendungen und mit gewohnten Propos. Allein la Martiniere, dem man den Zutritt zu versagen nicht gewagt hatte, und der sich durch das Vertrauen zu jenen Aerzten beleidigt fühlte, entdeckte dem Könige geradezu die Gefahr seines Zustandes. Auf seine Frage, was wohl die Pusteln, die sich überall verbreiteten, zu bedeuten haben mögten? antwortete er in einem Ton, der nothwendig den König allarmiren mußte: „Sire, drey „Tage brauchen diese Pusteln um sich zu bil„den, drey um zu soporiren und drey Tage um „abzutrocknen.“ — Der König, der sich seiner gehabten Pocken erinnerte, und das Gefährliche dieser Krankheit kannte, ließ Mad. Dubarry rufen, und sagte zu ihr: „Liebchen, „sieh, ich habe die Pocken, und es steht sehr „schlecht mit mir, meines Alters und meiner „übrigen Krankheiten wegen. Ich darf nicht „vergessen, daß ich der allerchristlichste

„König bin und der älteste Sohn der „Kirche. Ich bin vier und sechzig Jahre alt; „die Zeit ist vielleicht da, wo wir uns trennen „müssen. Ich will einer ähnlichen Szene, wie „die zu Metz, zuvorkommen; benachrichtige den „Herzog Aiguillon von dem, was ich Dir sage, „damit er Einrichtungen in Absicht Deiner „treffe, wenn meine Krankheit tödtlich werden „sollte, und wir uns ohne Aufsehen von einan„der trennen." — — „Ich will, sagte er dar„auf zum Herzog Aiguillon, daß man die Dü„barry auf Ihre Güter zu Ruelle bringe. Ich „werde es der Frau von Aiguillon Dank wis„sen, wenn sie sich ihrer annehmen will."

Mad. Dubarry sahe den König noch auf einen Augenblick, Abends 4 Uhr. Sie müßte ihm versprechen, wenn es sich mit ihm bessern sollte, wieder an den Hof zu kommen, und man will bemerkt haben, daß der Sterbende mit seiner Rechten ihre Hand ergriff und die linke an ihre Brust legte, und darüber seine Betrübniß zu erkennen gab, sich von diesen rühren-

den Schönheiten trennen zu müssen. Die Herzogin Aiguillon führte sie in den Wagen mit der ältesten Mademoiselle Dubarry und der Mad. de Serre, und fuhr mit ihnen nach Ruelle, um das Ende der Dinge abzuwarten. Kaum war sie aus dem Zimmer, als der König nach ihr verlangte. — — Als man ihm sagte, daß sie fort sey, verschlimmerte sich mit diesem Augenblick die Krankheit, und nun glaubte er selber, daß er ohne Rettung werde sterben müssen.

Der fünfte und sechste Tag giengen hin, ohne daß von Beichte oder der letzten Oehlung die Rede war. Der Herzog von Fronsac drohete dem Pfarrer von Versailles, wie er mir selber erzählt hat, ihn aus dem Fenster zu werfen, wofern er sich unterstünde, ihrer nur mit einem Worte zu erwähnen. Allein am siebenten Tage Morgens verlangte der König selber mit Ungestüm nach dem Abbe' Maudoux. Die Beichte dauerte sieben Minuten. Noch immer wollten die Herzoge la

Vrilliere und von Aiguillon die Oehlung aufhalten; aber la Martiniere, der die Abdankung der Madam Dubarry herbeigeführt wissen wollte, sagte zum Könige: „Ich habe Ew. „Majestät in sehr interessanten Augenblicken „gesehen, aber niemals habe ich Sie in dem „Grade bewundert, wie heute; ich bin überzeugt, Sie werden eben so schön enden, als „Sie angefangen haben.“ Worauf der König seinen Beichtvater Maudoux rufen ließ, einen armen Schelm von Priester, den man ihm seit etlichen Jahren zugegeben hatte, weil er alt und übersichtig war. Von diesem erhielt er denn endlich die Absolution.

Von einer öffentlichen Verabschiedung der Mad. Dubarry, womit sich die Parthey Choiseuls schmeichelte, um sie zu demüthigen und in den Staub zu treten, war gar nicht mehr die Rede. Der Groß-Almosenierer hatte gemeinschaftlich mit dem Erzbischofe ein Formular aufgesetzt, welches bey der Handlung ausgesprochen wurde und folgendermaßen lautete:

„Ohnerachtet der König von seinem „Leben nur Gott allein Rechenschaft „zu geben schuldig ist, so erklärt er den= „noch, daß es ihn gereue, seinen Unterthanen „ein Aergerniß gegeben zu haben, und daß er „nur zur Stütze der Religion und zum Glück „seiner Völker am Leben behalten zu werden „wünsche.“ Dabey vervielfachte man die Spenden an die heilige Genoveva, um seine Wiedergenesung dadurch zu bewirken.

An dem achten und neunten Tage war die Krankheit auf den höchsten Grad gestiegen. Der König hatte den gräßlichen Anblick, sei= nen Körper Theilweise in Fäulniß übergehen zu sehen. Verlassen von seinen Freunden und dem Schwarm der Höflinge, die so lange vor ihm gekrochen hatten, blieb ihm kein einziger Trost, als der Anblick seiner Töchter übrig, die allein noch bey ihm aushielten.

Gleiche Anhänglichkeit bezeugte ihm sein Beichtvater, der Abbe' Maudoux. Der Kö= nig, der im Grunde an Frömmigkeit gewöhnt

war, und sich vor Gottes Gericht fürchtete, gestand, er sehe seinem Schicksal in der andern Welt mit Furcht und Schrecken entgegen. Unterweilen entschlüpften ihm Aeußerungen von Hofnung, aber bald folgten die heftigsten Ausbrüche von Verzweiflung, die die schrecklichen Symptome seiner Krankheit vermehrten. Alsdann schwebte ihm der Tod in seiner ganzen Schreckensgestalt vor Augen, und er sprach von nichts als von dem Feuerpfuhl, der sich ihm zur Strafe für sein bis zum letzten Augenblick üppiges und wollüstiges Leben öffne.“ — Sein schöner Leib lößte sich vor seinen sichtlichen Augen auf; seine Arme und Beine giengen in Verweslung über; seine männlichen Theile zerfielen in Stücken. Dabey hatte er bisweilen doch noch Hofnung zu Gott, wie er sagte; aber bald wieder, wenn seine Sünden ihm vorschwebten, war er vor Schrecken erstarrt. Da versprach er denn, gerade wie zu Metz, wenn er wieder aufkommen sollte, seinem Volke ein erbauliches Exempel zu geben.

Er schlug an seine Brust, verlangte nach einem Crucifix und nach Weihwasser, womit er sich und sein Bette besprengte, um die Teufel fortzujagen. Er sandte Geld nach Saint-Sulpice, nach Notre-Dame und zu den Kapuzinern, um für seine Errettung Messen lesen zu lassen, und alle Tage ließ er den Reliquienkasten der Patronin von Paris öffnen. Sein Leben war ein steter Wechsel von Ausschweifung und von Devotion gewesen; der Tod fand ihn in dem schrecklichsten Kampfe zwischen Hofnung und Verzweiflung.

Liebschaften Ludwigs des Funfzehnten.

Die Geschichte kann ihn von der zügellosen Neigung zum andern Geschlecht, welche man ihm noch jetzt zum bittern Vorwurfe macht, schlechterdings nicht freisprechen. Sie wird aber nie, weder die Zahl noch die Chronologie seiner Liebschaften erfahren. Aus Folgendem wird man ungefähr den zunehmenden Grad seiner Verdorbenheit beurtheilen können.

Erst war er sterblich in die Königin, seine Gemahlin, verliebt; noch im Jahre 1728 fand er kein einziges Weib, das er ihr an Verdienst oder Schönheit gleich stellte. Als der Kardinal, um sich eines Fürsten zu versichern, dem er nicht traute, ihm die Gräfin Mailly zuführen wollte, war diese genöthigt, ihm zuerst auf alle Weise entgegen zu kommen. Damals gieng er noch so sparsam mit den Staatseinkünften um, daß, als er sich von ihr trennte und sie mit der höchsten Ungerechtigkeit ih-

rer Schwester aufopferte, die Depensen, welche die gute Mailly Anfangs seiner Vergnügungen Willen hatte machen müssen, noch nicht bezahlt waren. Der Marschall Mailly hat mich versichert, daß sie starb, ohne mehrere von den Schulden, die sie der Plaisirs des Königs wegen hatte machen müssen, getilgt zu haben.

Frau von Vintimille, die Schwester der Mailly, folgte ihr. Diese hatte, wie Madam Flavacourt zu sagen pflegte, „die Figur eines „Grenadiers, den Hals eines Kranichs und „roch wie ein Affe.“ Trotz dem war sie herrschsüchtig und besaß die Kunst zu überreden und sich Alles unterwürfig zu machen, auf das vollkommenste. Nach der Versicherung dieser Mad. Flavacourt, die nur erst unlängst im siebenten Jahre der Republik, gestorben ist, war Frau von Vintimille die von ihren dreien Schwestern, welche wirkliches Talent zur Regierung besaß. Sie ist auch die einzige, welche Ludwig der 15te leidenschaftlich liebte. Mad. Flavacourt erzählte, daß ihre Schwester, als sie noch

im Kloster in Pension war, gesagt habe: „Ich „werde nach Hofe gehen zu meiner Schwester „Mailly; der König wird mich sehen; er „wird mir gut werden und ich werde meine „Schwester, den König, Frankreich und ganz „Europa regieren.“ — Ihr Reich dauerte aber nur wenige Monathe, denn, nach der Aussage der Flavacourt, hat der eifersüchtige Kardinal sie durch Gift aus der Welt geschafft. — Der König wollte über ihren Tod verzweifeln; er warf sich sogleich der andern Schwester in die Arme, und von dieser gieng er in die Arme der dritten, die unter dem Namen der schönen Chateauroux bekannt ist; so vielen Geschmack fand der König an dem Geschlecht der Mailly. Glücklicherweise war diese letztere eine Dame von edler Denkungsart, welcher die Grundsätze und der gute Ton mehrerer mit Ruhm bekannten Personen ihres Hauses, nicht fremd waren.

Frau von Chateauroux wollte, Ludwig 15 sollte sich als König der Franzosen an der Spitze

seiner Armee zeigen, und er folgte ihr und gieng zur Armee. So lange sie in Gunst war, sagte sie ihm unaufhörlich vor, er müsse als König von Frankreich einen großen Ton annehmen. Uebrigens betrug sie sich ehrerbietig gegen die Königin, und verdoppelte nach ihrer Erhebung ihre Aufmerksamkeit gegen sie. Während der Krankheit des Königs zu Metz wurde sie fortgeschickt. Sie vermogte die Folgen dieser Intrigue nicht zu überleben, und Frau von Pompadour kam nunmehr an ihre Stelle.

Diese, von ganz entgegengesetzten Grundsätzen, drang darauf, daß der König lieber an Ort und Stelle bleiben mögte, und Ludwig that auch hier, was die Maitresse wollte; er blieb. Es gefiel ihm besser, in Versailles zu bleiben, von wo aus er den Ereignissen eines unglücklichen Krieges, die so demüthigend und unheilbringend waren, daß noch heut zu Tage die Franzosen sich ihrer mit großem Unmuth erinnern, in aller Gemächlichkeit zusehen konnte. Das alles focht aber die Pompadour, die

daran hauptsächlich Schuld war, im geringsten nicht an. Der Ton in ihrem Hause, ihre Equipage, ihre Schlösser, ihre Dienerschaft, ihre Mobilien waren darum nicht minder glänzend, und schienen nicht einer Maitresse, sondern einer Königin von Frankreich anzugehören. Die Königin selber, die tugendhafte Maria Leczinska, lebte vergessen und ohne Kredit und seufzte im Stillen mit dem Dauphin, mit ihren Prinzeßinnen Töchtern, mit dem Kardinal de Luynes, dem Präsident Herault und dem Pater Grisset, einem Jesuiten, über das schandliche Leben des Königs, über seine heillosen Verschwendungen und über gänzliche Ausartung der Kabinetspolitik. Sie war daher die Hauptperson jener Oppositionsparthey, die sich im Geheim den Lastern eines entarteten Hofes entgegen stellte. — —

Auf die Pompadour folgte Madame Dubarry. — Der König war in seinen Liebschaften weder beständig, noch trafen seine Neigungen mit denen seiner Maitressen zusammen.

Die Mailly liebte er nicht, und wurde von ihr angebetet. Er vergötterte die Vintimille, die seiner Person nur aus Ehrgeiz anhieng. Gegen die Chateauroux, die Geliebte des nachmaligen Herzogs von Aiguillon, empfand er blos eine ganz gewöhnliche Neigung, und wiewohl er schon seit der ersten Nacht der Pompadour überdrüßig wurde, die weit weniger Schönheiten besaß, als sie zu haben schien, so ließ er sich doch von ihr beherrschen und bekam Kinder mit ihr. — Gerade also die Maitressen, die er eigentlich nicht hätte lieben sollen, liebte er, und gegen die, welche ihn vergötterten, war er kalt und entließ sie in der Folge mit Schimpf und Schande. Ich übergebe der Nachwelt eine Stelle, die über diesen Fürsten das bestimmteste Urtheil ausspricht: „Ludwig der 15te wußte, daß Mad. Dubarry den Schritt zur Favorite am Hofe aus einem B...... gethan hatte.“

Der Dauphin, nachmaliger Ludwig 16, war still, in sich gezogen, und ein Muster gu-

ter Sitten. Er ließ dem Könige seinen Widerwillen, seine Gemahlin in die Privatzimmer seines Vaters kommen zu lassen, ungescheut merken. Der Monarch war darüber sehr mißvergnügt, beklagte sich über Mangel an Liebe, und schloß dafür seinen Sohn von allen Regierungsgeschäften aus.

Anekdote von der Frau von Pompadour.

An dem Hasse der Pompadour gegen die Chateauroux, der im ersten Augenblick ihrer Erscheinung am Hofe ausbrach, war ein Umstand Schuld, der nicht wohl übergangen werden darf.

Die Chateauroux hatte einen Friseur Dage', der eben dadurch der erste Modefriseur in Paris geworden war. Alles wollte von ihm frisirt seyn; die Prinzessinnen von Geblüt und die ersten Damen des Hofes nahmen ihn an. Die Weiber rissen sich um ihn, und in der That hatte dieser Mensch es in seiner Kunst zum höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht. Er wußte seinen Aufsätzen jede Form zu geben, wie sie gerade diesem oder jenem Kopfe den sprechendsten Charakter gab, und er

galt daher für einen Künstler, der ein Weib wenn es nur sonst hübsch gewachsen war, zur Schönen umbilden konnte. Was Wunder, daß die Prinzessinnen und die vornehmsten Damen ihren Kammerdiener bey Seite setzten, und lieber von diesem Wundermann sich bedienen ließen, der das Schooßkind aller Damen am Hofe war. Er sahe gut aus, hatte eine schöne Figur, war von einem lustigen Humor, der gern auf Gegenstände fiel, worüber die Damen nicht zu zürnen pflegen, und dabey war er — Gascogner. Gestützt auf die Protektion der Dauphine, der Nichte Ludwigs 15, machte er sich der andern Parthey gegenüber wichtig, und ließ es an sich kommen, als Madame Pompadour, die so eben unter dem Namen le Normant d'Etioles an den Hof gekommen war, ihn ersuchen lies, sie zu frisiren. Er schützte seine alten Kunden vor, die er, wie er sagte, nicht einmal abwarten könne.

Frau von Pompadur war wegen ihrer Rolle, die sie zu spielen hatte, nicht wenig in

Verlegenheit; unterdeß wollte sie doch gern von gutem Ton und so aufgesetzt seyn, wie es die beste Mode mit sich brachte; sie sah sich also genöthigt, Dage' zu bitten und mit ihm in förmliche Unterhandlungen zu treten. Endlich gelang es ihr, den präcieusen Herrn ihrem Willen zu unterwerfen. „Aber sagen Sie mir doch, fragte sie ihn, als sie sich zum ersten Male von ihm bedienen ließ, wie Sie zu so vieler Kundschaft gekommen sind und was Sie so berühmt gemacht hat?“ — „Kann Sie das wundern, antwortete er, da ich die Andere aufsetzte?“ Die Toilette der Frau von Pompadour war gerade den Tag sehr zahlreich und brillant; die Verlegenheit der Anwesenden war ausserordentlich peinlich. Von diesem Augenblick an brachten die Dauphine und die übrigen Prinzessinnen von Hause das Bonmot unter sich auf: Dage' coeffirt die Andere; aber eben dies Bonmot trug nicht wenig dazu bey, die Spaltungen zwischen der königlichen Familie

und der Favorite, die bald darnach ausbrachen, zu erregen. Die Prinzen und Prinzessinnen nannten Madam d'Etioles Madame celle-ci, und Madame de Chateauroux Madame l'autre. Ludwig der 15te war untröstlich darüber.

Schilderung Ludwigs des Sechzehnten.

Der Dauphin, Sohn Ludwigs des 15ten, hatte verschiedene Jahre die Oberaufsicht über die Erziehung seiner drey Söhne, des Herzogs von Berry, des Grafen von Provence und des Grafen von Artois geführt.

Der letzte hatte von Jugend auf einen muntern Charakter. Er war lebhaft, leichtsinnig, unabhängig und dem Vergnügen ergeben. Der Charakter seines Bruders, des Grafen von Provence, war nicht so bestimmt; aber der Herzog von Berry hatte ein ernsthaftes, zurückhaltendes Wesen, fand keinen Gefallen an Spielen und lärmenden Freuden, hielt auf Wahrheit und erlaubte sich keine Lüge. Seine Lieblingsbeschäftigung war, Landcharten zu kopiren und in der Folge selbst welche zu verfertigen, und Eisenarbeiten zu machen.

Der Dauphin zeigte für dieses Kind eine Vorliebe, die die Eifersucht der andern rege

machte. Madame Adelaide, die ihn aufs zärtlichste liebte und ihn gern von seiner Blödigkeit heilen wollte, pflegte scherzend zu ihm zu sagen: Sprich doch frei heraus, Berry; du mußt schreyen und schelten, Lärm machen, wie dein Bruder Artois; zerbrich mir mein Porcellain und mache, daß man von dir reden hört. Der junge Herzog Berry, täglich mehr in sich verschlossen, vermogte es nicht aus seinem Charakter heraus zu treten.

Sein Vater, der Dauphin, hatte ihm den Herzog de la Vauguyon zum Erzieher und den vormaligen Bischof von Limoges, Contlosoquet, zum Lehrer gegeben. Dieser letztere war ein rechtschaffener, unbestechlicher Mann, von einem sanften, einfachen Charakter, aber schwach bis zur Feigheit. Der Herzog Vauguyon war nicht so rein, aber ebenfalls rechtschaffen. Er hatte viele Erfahrungen gesammelt und kannte die Welt und das Innere des Hofs; er besaß Verstellung im Charakter und Einsichten genug,

um aus den drey Prinzen Staatsmänner zu machen, wenn die Natur ihnen nur die Fähigkeit gegeben hätte, sie zu benutzen. Am Hofe war der Herzog Vauguyon ein Anhänger der Parthey der Jesuiten, des Erzbischofs von Paris, der Madame de Marsan und aller Frömmler; von ihm rührt der Widerwille her, den der König gegen den Herzog von Choiseul hegte.

Die Grundsätze dieser Erziehung waren überhaupt dem damals am französischen Hofe herrschenden Geiste entgegengesetzt. Ludwig 15, der mit den zunehmenden Jahren immer ausschweifender wurde, schien an der Strenge dieser Lehrer keinen Gefallen zu finden. La Vauguyon, der sich auf seine geleisteten Dienste berief, wollte in Staatsgeschäften angestellt seyn und forderte die Stelle eines Präsidenten des Finanzraths. Der König schrieb folgende Antwort auf seinen Brief: Sie haben gut gedient; ich habe Sie gut be-

lohnt; die Stelle die Sie fordern, ist unnütz; ganz und gar.

Als der Herzog von Berry Dauphin geworden war, versuchte Madame Adelaide ihn ins Conseil zu bringen, damit er einige Kenntnisse von Staatsgeschäften erlangte. Ludwig 15 setzte sich dagegen, ohnerachtet er doch wieder oft zu sagen pflegte; Ich mögte wohl wissen, wie Berry sich helfen wird. Dieser junge Prinz befragte sich zuweilen über Staatsgeschäfte; aber der König gebot ihm immer lakonisch Stillschweigen.

Blödigkeit, Wohlthätigkeit und Bescheidenheit waren die Eigenschaften, die der Herzog von Berry zuerst blicken ließ, da er Dauphin von Frankreich geworden war. Er duldete keine Schmeicheley, er hörte die Klagen der Unglücklichen an, er wünschte die nähern Umstände davon zu kennen. Er fand Vergnügen daran, die Arbeiter im Schlosse und in den Gärten zu beobachten; er legte selbst Hand an, wenn sie Hülfe nöthig hatten, um einen schwe-

ren Stein oder Balken zu heben. Durch lange Uebung im Feilen und Schmieden brachte er es zu einer großen Fertigkeit in Schlosserarbeiten. Die Dauphine, wenn er sich mit seinen schwarzen Händen zeigte, pflegte ihn ihren Gott Vulkan zu nennen. Warum hat man ihm diesen unschuldigen Zeitvertreib zum Verbrechen gemacht? Beschäftigte sich Ludwig 15 nicht damit, Speisen zuzubereiten? und machte er nicht geschmackvolle Drechslerarbeiten aus Elfenbein und Holz?

Als Ludwig 15 starb, war man seiner Regierung so müde, daß man überall seinen Enkel Ludwig 15, Ludwig den Ersehnten nennen hörte. Die Parthey vom alten Hofe billigte diesen Beinamen nicht. Sie setzte ihm den des Wohlthätigen entgegen, und diese Bezeichnung war diejenige, die in Gedichten, in öffentlichen Aemtern und in Privatgesprächen am öftersten vorkam.

Man erinnerte sich, daß der junge Prinz als Zeuge der Ausschweifungen des alten Ho-

fes, selbst oft gesagt hatte, daß er Ludwig der Strenge genannt seyn wolle. Diese Benennung schien aber unverträglich mit dem Charakter der Nation, die in ihrem Leichtsinn weder zum Dulden aufgelegt, noch jansenistisch in ihren Sitten ist.

Ludwig 16 war strenge und mißtrauisch gegen seine Hofleute. Er liebte die Großen nicht. Die königliche Gewalt hatte keinen Reiz für ihn; er sah sie immer als eine Last an; indessen lag ihm der Ruhm seines Hauses sehr am Herzen; er scheuete sich immer irgend etwas zu unternehmen, was den Glanz desselben verdunkeln könnte. Er hatte die Instructionen seines Vaters gegen die Absichten des Hauses Oesterreich und die Grundsätze des Herzogs von Choiseul beständig vor Augen, und sein ganzes Leben war ein immerwährender Kampf, den er mit Hülfe des Grafen von Vergennes gegen den Ehrgeiz seiner Gemahlin führte. Die Spione, die Ludwig 16 am Wiener Hofe hatte, schilderten diese Fürstin bestän-

dig, als Oestreichisch in ihrem Charakter und ihren Grundsätzen nach; und dennoch lebte er mit ihr als ein guter Ehemann, aber zugleich ein König von Frankreich, der ein wachsames Auge auf die Absichten des Hauses Oestreich hatte, und immer darauf bedacht war, sie zu vereiteln.

Als er den Thron bestieg, war er 19 Jahr und neuntehalb Monate alt; er war seit vier Jahren verheirathet. Er hatte gar keinen Hang zur Galanterie; er vermied den Umgang mit verführerischen Frauenzimmern. Alle Franzosen sagten von ihm: „Er ist doch aus dem „Hause Bourbon, und es wird ihm gehn wie „den andern, wenn er erst sein vierzigstes Jahr „erreicht haben, und die Königin ihm Langeweile machen wird." — Er war blöde mit Frauenzimmern, hatte nichts Einnehmendes für sie und liebte keine Andere, als Marie Antoinette seine Gemahlin.

Die einzige Leidenschaft, die sich in Ludwig 16 entwickelte, war die Jagd. Sie be-

schäftigte ihn dergestalt, daß als ich nach dem 10 August die Privatzimmer des Königs besuchte, ich auf den Treppen sechs große Tafeln fand, die eine Uebersicht des Ertrags seiner Jagden sowol zur Zeit, da er noch Dauphin gewesen, als seitdem er König geworden, enthielten. Man sah darauf die Zahl, die Art und Beschaffenheit des Wildprets, das er bey jeder Jagdparthie erlegt hatte, mit Aufzählung der Summen für jeden Monat, jede Jahreszeit und jedes Jahr seiner Regierung.

Die Einrichtung seiner Privatwohnung war folgende: Ein kleiner Saal mit Vergüldungen verziert, war mit allen Kupferstichen behangen, die ihm während seiner Regierung zugeeignet worden waren; ferner mit Zeichnungen von den Kanälen, die er hatte graben lassen; mit dem in erhabener Arbeit vorgestellten Kanale von Bourgogne, und mit den Planen der Arbeiten, die zu Cherbourg aufgeführt wurden.

Der darüber befindliche Saal enthielt seinen Vorrath von Landcharten, seine Sphären, Erdkugeln und geographische Werkzeuge. Man fand dort noch die Zeichnungen der Charten, die er angefangen und derer, die er vollendet hatte. Er verstand sich gut darauf, sie zu reinigen. Sein geographisches Gedächtniß war bewundernswürdig.

Ueber diesem Saal war ein anderer zum Drechseln und zur Verfertigung von Tischlerarbeiten bestimmt, wo man eine Menge sinnreicher Werkzeuge zu diesem Zwecke fand. Er hatte sie von Ludwig 15 geerbt, und er beschäftigte sich selbst damit, sie rein und glänzend zu erhalten, wobey ihm Düret behülflich war.

Darüber war die Sammlung der Bücher, die unter seiner Regierung heraus gekommen waren. Die Bibliothek Ludwigs des 15ten, die Gebetbücher und Manuscriptenwerke der Anna von Bretagne, Franz des Ersten, der letzten Könige aus dem Hause Valois, Ludwigs des 14ten, Ludwigs des 15ten und des Dau-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

phins machten zusammen die große erbliche Bibliothek des Schlosses aus. Ludwig 16 hatte die Werke seiner Zeit von jenen abgesondert in zwey mit einander zusammenhängende Kabinette gestellt. Es war eine vollständige Sammlung der Didotschen Ausgaben auf geglättetem Papier darunter, wovon jeder Band in ein Futteral von Maroquin gesteckt war. Er war stolz darauf, daß die Buchdruckerkunst durch die Gebrüder Didot unter seiner Regierung den höchsten Punkt ihrer Vollkommenheit erreicht hatte. Er besaß viele englische Werke, unter andern die Debatten des englischen Parlaments in einer Menge von Bänden in Folio. Daneben stand ein Manuscript, welches alle Projekte zu Landungen in England, namentlich dasjenige des Grafen von Broglio, und andere ähnliche Plane enthielt.

Einer der Schränke dieses Kabinets war voll Schriften, die sich auf das Haus Oesterreich bezogen, zwischen Deckel von Pappe mit der Ueberschrift von seiner eigenen Hand:

Geheime Papiere meiner Familie über das Haus Oesterreich. Meine Familien-Papiere über die Häuser Stuart und Hanover.

In einem benachbarten Schranke waren Papiere aufbewahrt, die Beziehung auf Rußland hatten. Ludwig 16 hatte Anekdoten über Katharina 2, worunter sich auch das geschriebene Werk von Rüllieres befand, gesammelt, und diese Sammlung mit seinem eigenen kleinen Petschafte versiegelt, damit nichts davon weggenommen noch bekannt gemacht würde.

Unter der Privatbibliothek des Königs war die Schmiede mit zwey Ambossen, einer Menge Werkzeuge, verschiedenen gewöhnlichen aber völlig fertig gearbeiteten Schlössern, andern künstlichen und noch andern, die mit vergoldetem Kupfer verziert waren. Hier hatte der schändliche Gamin, der in der Folge den König beschuldigte, daß er sich von ihm behandeln ließ, wie der Meister in der Werkstätte seinen Lehrburschen behandelt, ihm das Schlosserhandwerk gelehrt. Dieser Gamin,

der auf Befehl des Departements und der Municipalität von Versailles unser Führer werden mußte, beschwerte sich doch nicht über Ludwig 16 im Dezember 1792. Er war der Vertraute dieses Fürsten gewesen, der ihm verschiedene wichtige Aufträge gegeben hatte; unter andern schickte ihm der König von Paris das rothe Buch, und der Theil dieses Buchs, der zur Zeit der constituirenden Versammlung versiegelt geblieben war, lag noch uneröfnet im Jahr 1793. Gamin hatte ihn in einem Winkel des Schlosses versteckt, wo er allen Augen verborgen war, und wo wir ihn fanden. Er zog ihn in unserer Gegenwart aus einem Behälter hervor, der in einem verborgenen Schrank angebracht war. Nach dieser Anekdote sollte man glauben, daß Ludwig 16 sich mit der Hofnung schmeichelte, wieder in sein Schloß zurückzukehren.

„Der König, sagte Gamin, war gut, „duldsam, blöde, neugierig; er liebte den „Schlaf; die Schlosserarbeit trieb er mit Lei-

„denschaft, und er entzog sich den Augen des „Hofes und der Königin, um mit mir zu fei„len und zu schmieden. Um seinen Ambos und „den meinigen, ohne daß irgend jemand es „merkte, fortzubringen, mußten wir zu tausend „Kunstgriffen unsere Zuflucht nehmen.“

Ueber dieser Werkstätte war ein Belvedere, dessen Fußboden mit Bley belegt war. Hier saß der König oft in einem Lehnstuhle, und beobachtete aus seinem Fernglase was in den Versailler Höfen, auf dem Wege der von Paris herführte, und in den benachbarten Gegenden vorgieng. Er hatte Düret besonders lieb gewonnen, der ihn in seinen Privat-Zimmern bediente, seine Werkzeuge schärfte, seinen Ambos reinigte, seine Charten anklebte, und ihm die Ferngläser nach seinen Augen, die kurzsichtig waren, stellte. Dieser gute Düret, so wie alle Bedienten die zu seiner Privatbedienung gehörten, reden noch immer mit der größten Achtung und der innigsten Rührung von ihrem Herrn.

Der König hatte in seiner ersten Jugend eine schwache, zarte Gesundheit; aber in seinem 24sten Jahre war er stark und kräftig. Man führte am Hofe eine Menge Beispiele von seiner ungewöhnlichen Leibesstärke an, die er von seiner Mutter aus dem sächsischen Hause geerbt hatte.

Ludwig 16 vereinigte zwey Menschen in sich. Er war kein gewöhnlicher Mensch in Absicht seiner Kenntnisse, aber einer der schwächsten in Ansehung seines Willens. Jene waren sehr ausgebreitet und mannigfaltig. Der König kannte von Grund aus die Geschichte seiner Familie und die ersten Häuser Frankreichs. Er selbst verfertigte die Instruktionen zu la Peyrousens Reise um die Welt, von denen der Minister glaubte, daß verschiedene Mitglieder der Akademie der Wissenschaften sie aufgesetzt hätten.

Er hatte eine Menge Namen und Lokalitäten im Gedächtnisse. Er erinnerte sich der Zahlen aufs genaueste. Eines Tages legte man

ihm eine Jahresrechnung vor, worin der Minister eine Summe aus der Rechnung des vorhergehenden Jahres in die Ausgabe gebracht hatte. Das kommt zweimal vor, sagte er, bringen Sie mir nur die Rechnung vom vorigen Jahre her, ich will Ihnen zeigen, daß dieser Posten sich darin befindet.

Wenn der König alle Umstände einer Sache genau kannte und er die Gerechtigkeit verletzt sah, war er derb in seinen Aeußerungen, bis zur Grobheit. Eine schreyende Ungerechtigkeit machte, daß er aus seinem Charakter trat; dann wollte er augenblicklichen Gehorsam, damit sein Wille sicher geschähe und keine Vernachläßigung möglich wäre.

Aber in den großen Staatssachen suchte man vergebens den König, der da will und befiehlt. Ludwig 16 war auf dem Throne, was manche Leute in der Gesellschaft sind, die die Natur unfähig gemacht hat, um eine Meinung zu haben. In seiner Furchtsamkeit setzte

er sein ganzes Vertrauen in irgend einen Minister, und wenn er gleich unter den verschiedenen Vorschlägen, die in seinem Conseil geschahen, den besten sehr wohl zu unterscheiden wußte, so hatte er doch nie den Muth zu sagen: ich halte diese oder jene Meinung für die beste. Das ist es, was das Unglück des Staats gemacht hat.

Nachdem er König von Frankreich geworden, schenkte er Maurepas sein Zutrauen. Vergennes ward der Nachfolger dieses Ministers; unglücklicher Weise bekam von dieser Zeit an seine Gemahlin den größten Antheil von seinem Vertrauen. Man hat noch mehr Ursache es zu bedauern, daß seit 1782 dieses Vertrauen zu sehr getheilt war.

Der König, der ein Volk zu regieren hatte, das durch die Laster des Hofes unter Ludwig 15 gänzlich verdorben war, fand sich mit seinen angebornen Tugenden und seiner reinen Seele, im Widerspruche mit der ganzen Natur. Einige Beispiele von Strenge und Ge-

rechtigkeit erschreckten Maurepas so sehr, daß dieser Minister ihm nur selten widersprach, weil der König nur in Sachen der Billigkeit eine ganz entschiedene Meinung hatte. Bey solchen Gelegenheiten mußte das Staatsinteresse lange beleuchtet und klar dargethan werden, wenn der König demselben etwas nachgeben sollte. Da er seit langer Zeit weder Vater noch Mutter, noch Oheim gehabt hatte, deren Erfahrung er hätte zu Rathe ziehen können und im Anfange seiner Regierung mit Niemandem als mit Pezay, d'Oigny, d'Angiviliers und Thiery umgieng, so kannte er die Menschen nur aus Büchern. —

Er wünschte unterrichtet zu seyn, und hatte zu dem Ende an einen Ort des Schlosses eine Lade hinstellen lassen, in die ein Jeder, der an ihn schreiben wollte, seine Briefe werfen konnte. Man begreift leicht, daß den Ministern diese Art der Kommunikation des Königs mit dem Publikum nicht anders als unangenehm seyn konnte. Sie füllten die Lade

mit Schmähschriften und weitläuftigen Memoiren über kleinliche Gegenstände an, wodurch sie es bald dahin brachten, daß die furchtbare Lade fortgeschaft wurde, worin der König überdem nichts als die Auseinandersetzung einer Menge von Umständen fand, die zu ergründen ihm eine Unmöglichkeit war.

Marie Antoinette gab sich alle erdenkliche Mühe, die Neigung, die ihr Gemahl zu ihr hatte, zu benutzen, um sich seiner ganz zu bemächtigen. Indessen trauete der König ihr nicht in Allem, was Beziehung auf äussere Politik hatte, und so lange der Graf Vergennes lebte, wurde ihr von Geschäften dieser Art nichts mitgetheilt. Nie ließ er sie in das Kabinet kommen, wo er die Papiere seines Hauses gegen den Wiener Hof versteckt hatte.

Nachdem der König das Schloß Rambouillet vom Herzoge von Penthievre gekauft hatte, beschäftigte er sich mit allerley Verschönerungen, die er anbringen ließ. Ich habe eine Berechnung ganz von seiner Hand geschrie-

ben gesehen, die von einer sehr großen Kenntniß des Details zeugt. In seinen Rechnungen kommen Artikel von einem Thaler und von funfzehn Sols vor. Wenn er sich Mühe gab, leserlich zu schreiben, waren seine Zahlen und Buchstaben zierlich und deutlich; aber gewöhnlich schrieb er sehr schlecht. Er gieng mit dem Papiere so sparsam um, daß er einen Bogen in vier, sechs oder acht Theile theilte, um nicht mehr zu verbrauchen, als er zu seinem Zwecke nöthig hatte. Er schien im Schreiben immer zu besorgen, er möchte zu viel Papier verlieren; gegen das Ende der Seite rückte er die Buchstaben und Zeilen immer enger zusammen. Er hatte einen sehr methodischen, deutlicher Entwickelungen fähigen Verstand; er theilte seine schriftlichen Aufsätze in Kapitel und Abschnitte ein. Er hatte sich Auszüge aus Nicole und Fenelon, seinen beiden Lieblings-Schriftstellern, gemacht; es waren ungefähr drei bis vierhundert kurz und bestimmt ausgedruckte Sätze, die er nach den Materien geordnet und daraus

ein eigenes Werk im Geschmack und in der Form des Werks von Montesquieu gemacht hatte; der Haupttitel war: Ueber die gemäßigte Monarchie. Jedes Kapitel führte eine besondere Ueberschrift: Ueber die Person des Fürsten. Ueber die Gewalt der Korporationen im Staate. Ueber den Vollziehungscharakter der Monarchie u. s. w. Wenn er alles hätte ausführen können, was er Schönes und Grosses im Fenelon entdeckt hatte, würde Ludwig 16 ein vollkommener Monarch gewesen seyn. Frankreich wäre eine mächtige Monarchie geworden.

Der König ließ sich von seinen Ministern die Reden geben, die er bei feierlichen Gelegenheiten halten sollte; aber er sah sie immer erst durch, strich aus, berichtigte, setzte hinzu, und theilte sie bisweilen seiner Gemahlin mit. Bey der Verbesserung solcher Aufsätze suchte er immer den eigentlichen Ausdruck und fand ihn auch; das ausgestrichene Wort des Ministers war oft nicht passend, war in der Leidenschaft

hingeschrieben; das Wort, das der König an die Stelle setzte, war beständig das natürliche. Er hat seine berühmten Antworten an die Parlamenter, die er exilirte, oft dreimal selbst umgearbeitet. Aber in seinen vertraulichen Briefen war er nachlässig und inkorrekt.

Die Einfachheit im Ausdrucke war der eigenthümliche Charakter der Schreibart des Königs; die blumenreiche Schreibart Neckers gefiel ihm nicht. Die Sarkasmen, deren sich Maurepas bediente, waren ihm anstößig. Unter den vielen Entwürfen, die ihm vorgelegt worden und die in einem besondern Behälter aufbewahrt wurden, findet man einige, worauf er mit eigener Hand geschrieben: das taugt nichts; andere, bey denen er Anmerkungen gemacht, die beweisen, daß er die Zukunft vorher sah. Der Unglückliche! Er hatte es als ausgemacht niedergeschrieben, daß wenn ein bestimmter Fall einträte, die Monarchie verlohren wäre; und doch, am folgenden Tage bewilligte er im Conseil den Vorschlag, den er den Tag

vorher für schädlich erkannt hatte, und der ihn dem Abgrund näher brachte.

Es ist allgemein bekannt, daß er die Herren Türgot, Malesherbes, Saint Germain, Necker, Calonne und Lomenie fortschickte, weil er einsah, daß die Plane dieser verschiedenen Minister darauf abzweckten, die Monarchie umzustürzen. Wenn er seinen eigenen Gedanken nachgieng, beurtheilte er ihre Unternehmungen vollkommen richtig. Türgot, der viel Unbiegsamkeit im Charakter hatte und beleidigt darüber war, daß seine Vorschläge zu Reformen nicht angenommen wurden, schrieb verschiedene Briefe an Ludwig 16, worin er ihm die Folgen der Schwäche dieser und jener Könige anführte. Ich habe selbst einen gelesen, worin er sagt: Das Schicksal Karls des Ersten, oder Karls des Neunten ist dasjenige der Monarchen, die sich von Hofleuten regieren lassen. Ludwig machte einen Umschlag um diesen Brief, worauf er das kleine königliche Petschaft setzte

und eigenhändig die Worte schrieb: Brief des Herrn Türgot.

In seinen Rechnungsbüchern über die Kosten, die er auf Rambouillet verwendete, habe ich ein Kapitel gefunden, worin der König die Ersparungen, die er dabey machen konnte, aufzählte: So viel kann mir der Verkauf des unnöthigen Bauholzes einbringen, hieß es an einer Stelle, und an einer andern: Der Verkauf der alten Baumaterialien kann ungefähr so und so viel einbringen, und die ganze Summe, die nur hundert Louisd'or ausmachte, bestimmte er dazu, die Kosten einer Auffahrt zu bestreiten.

Der Graf von Artois, der gerne hoch spielte, wollte seinen Bruder ebenfalls dazu verleiten. Wollen Sie tausend doppelte Louisd'or wetten? fragte ihn eines Tages der Graf von Artois. Ich will gern mit Ihnen spielen, antwortete der König, aber ich spiele nicht höher als einen Thaler; Sie sind

zu reich um mit mir zu spielen. Er konnte gar nicht leiden, daß an seinem Hofe hoch Spiel gespielt wurde.

Ein anderes Mal ließ Herr von d'Angevilliers, während einer der Reisen des Königs, ein dunkles zu seiner Privatwohnung gehöriges Zimmer ausbessern. Die Kosten beliefen sich auf dreißigtausend Livres. Als der König bey seiner Zurückkunft dieses erfuhr, war er ausser sich, und klagte laut über Herrn von d' Angivilliers. Ich hätte damit dreißig Familien glücklich machen können, rief er aus.

Die Tafel mit der Inschrift: Resurrexit, die bei der Thronbesteigung Ludwigs des 16ten an die Statue Heinrichs des 4ten angebracht wurde, schmeichelte ihm sehr. Ein schönes Wort, sagte er, wenn es wahr wäre. Tacitus selbst würde es nicht kürzer und schöner haben geben können.

Das Andenken Heinrichs 4 war dem Könige sehr theuer; nach dem Vorbilde dieser

Regierung hätte er gerne die seinige einrichten mögen. Im folgenden Jahre nahm die Parthey, die das Volk wegen der Theurung aufhetzte, die Tafel mit dem Worte Resurrexit von der Statue Heinrichs des 4ten wieder weg, und befestigte sie an die des verhaßten Ludwigs 15. Als der König dieses erfuhr, zog er sich in sein innerstes Privatzimmer zurück, brach in Thränen aus und bekam einen Anfall von Fieber. Den ganzen Tag konnte man ihn nicht bewegen, Speise zu sich zu nehmen, noch spazieren zu gehen. Aus diesem einzigen Zuge läßt sich beurtheilen, wie unglücklich er im Anfange der Revolution gewesen seyn müsse, da man ihn beschuldigte, er liebe das französische Volk nicht.

Der König war von seiner Kindheit an der Religion sehr ergeben. Seine Grundsätze hierüber hatten ihm sein Vater und seine beiden Führer eingeflößt; aber Türgot brachte ihm anfänglich einen starken Widerwillen gegen die Priester bey, und in der Folge eine große Gleichgültigkeit gegen alle Strei-

tigkeiten der Kirche und viel Toleranz in Glaubenssachen.

Im Anfange der Revolution, da er die Gefahr sah, die der Monarchie und seiner Person drohte, kehrten die religiösen Empfindungen mit aller ihrer Stärke wieder in ihn zurück. Als Gefangener in den Thuillerien nahm diese Stimmung bis zur Schwärmerey zu, so daß er dadurch sein Verderben beschleunigte, daß er die Entscheidungen Pius des 6ten über die Civilconstitution der Geistlichkeit aufrecht erhalten wollte. Deswegen betrachten ihn die Priester, die sich dem Gesetze nicht haben unterwerfen wollen, als den ersten Märtyrer ihrer Sache und jener Disciplin der römischen Kirche, die Ludwig 14 in seinen berühmten Propositionen der französischen Geistlichkeit, seiner Politik unterwarf und in seinen Staaten ihres schädlichen Einflusses beraubte.

Ich habe mich lange damit beschäftigt, alles, was diesen Fürsten betrift, aufs genaueste kennen zu lernen; seine Papiere aus dem

Schlosse zu Versailles, diejenigen, die am 10 August nach dem allgemeinen Sicherheitsausschusse gebracht wurden und die, welche man in seinen Zimmern im Schlosse der Thuillerien gefunden, sind alle von mir in den Memoiren über seine Regierung benutzt worden. Ich bin es der Wahrheit und der Nachwelt schuldig zu sagen, daß ich keine einzige von diesen Fürsten herrührende Schrift gelesen habe, die nicht seinen Eifer zum Besten oder zum Ruhm der Nation beizutragen bewiese.

Geheime Korrespondenz des Marquis von Pezai mit Ludwig dem Sechzehnten.

Seit seiner frühesten Jugend war Ludwig 16 am liebsten am Hofe allein, oder mit der Königin. Von seinem Vorfahren hielt er sich so fern, als möglich, und kaum war er zur Regierung gekommen, so suchte er unbekannter Weise mit allerhand Menschen aus jedem Stande ins Gespräch zu kommen, um von ihnen Neuigkeiten zu erfahren und hinter die Wünsche des Volks in Absicht seiner Regierung zu kommen.

In eben der Absicht las er fremde Journale. Aus bloßer Neugier hatte er Englisch gelernt. Kein Tag vergieng, an dem er nicht gelesen hätte, was diese freimüthigen Insulaner im Gefühl ihrer Unabhängigkeit über die ersten Vorfälle seiner Regierung bekannt machten.

Ein kühner junger Mann, Namens Masson, der nicht längst erst den Titel eines Marquis von Pezai angenommen hatte, benutzte diesen Umstand, um mit dem Könige eine geheime Korrespondenz über Staatsangelegenheiten einzuleiten. Er war der Bruder der schönen und bekannten Frau von Cassini, die seit mehrern Jahren schon vor Begierde brannte, berühmt zu werden. Er war ohne Vermögen; aber er besaß, wie seine Schwester, eine gewisse Art von Geist, mancherley Talente und hatte eine interessante Figur, wodurch er sich solches wohl verschaffen konnte. Schon gegen das Ende der vorigen Regierung hatte sich Frau von Cassini durch ihre Intriguen und ihre Liebhaber einen Namen gemacht. Sie hatte Umgang mit den Ministern, den Generalen und mit allen bedeutenden Personen, die in der Mode waren. Sie mischte sich in Alles; suchte sich bei Besetzung von Stellen Einfluß zu verschaffen, Minister, wo es der Fall erforderte, in üblen Ruf zu setzen, und war im-

mer bey der Hand, wo es darauf ankam, diese oder jene Operation der Regierung zu loben, oder zu tadeln. Ja ihre Absicht gieng noch weiter; sie legte es darauf an, sich durch eine förmliche Präsentation bei Hofe eine größere Wichtigkeit zu verschaffen. Schon war sie wirklich in ihren Planen weit genug vorgedrungen; aber Ludwig 15, der doch sonst gegen das weibliche Geschlecht sehr schwach, nachgiebig und artig war, entschied die Sache kurz und gut mit folgenden Worten: Wir haben hier der intriganten Weiber genug; Frau von Cassini soll nicht vorgestellt werden.

Diese Frau wußte sich am Ende seiner Regierung durch ihre freie und galante Lebensart hinlänglichen Ersatz für ihre mittelmäßigen Glücksumstände zu verschaffen. Ihre Liebhaber waren die Herren —(sechs sind im Original angedeutet, ohne den Hrn. von Mallebois) und in dieser ausgezeichneten Gesellschaft sog nun der Marquis von Pezai die ersten Ele-

mente der Intrigue ein, die er indeß durch das Studium der Litteratur, durch Arbeiten im Fache der Politik und der schönen Künste gehörig zu verschleyern und zu veredeln wußte. Dorat, der als angenehmer Dichter bekannt ist, war sein vertrauter Freund und brachte Anmuth in seine Verse und verbesserte sie. Das Bekannteste davon sind seine Episteln, Heroiden und Madrigals, die wirklich in einem sehr gefälligen und leichten Styl geschrieben sind. Von ihm sind die Soirées helvetiennes. Dorat war weder ehrsüchtig noch intrigant; Pezai hingegen verband mit der Kunst Verse zu machen einen solchen Ehrgeiz, daß er einmal zu diesem seinen Freunde und zu einer berühmten Frau, bei welcher sie Beide eben waren, gerade heraus sagte: „Ich wette, wir dürfen Beide nur „wollen, und wir regieren Frankreich und Eu„ropa in Versen; aber Frau von B. (Bau„harnois?) muß von der Parthie seyn.“

Von seinem Ehrgeitze gefoltert, schrieb Pezai fast an alle Könige Europens über die

Constitution, die Verwaltung, die Industrie und den Handel ihrer Staaten. Er that noch mehr: er bot jedem Könige sein Talent und seine Dienste an; so stark rechnete er darauf, daß die Könige zu ihm Vertrauen haben müßten. „Einem solchen Milchbart, wie Sie „sind, — antwortete ihm aber Friedrich, „steht es auch schön, einem alten Kö„nige Lektionen zu geben! Von den übrigen Königen erhielt er gar keine Antwort.

Von der Wuth nach Ruhm und der Begierde Minister zu werden, einmal besessen, hörte er nicht auf, sich mit Untersuchungen über die französische Staatsverwaltung und Regierung zu beschäftigen. H.r v. Maillebois, der der Liebhaber seiner Schwester war, öffnete ihm seine Porte-feuilles. Hier fand er die Denkwürdigkeiten des Krieges von 1741 in Italien, die Plane und Zeichnungen von den Belagerungen, Campements und Märschen der französischen Armee. Aus diesen setzte er eine Schrift zusammen, die den Titel führt: Die

Feldzüge des Hrn. von Maillebois, und die der König in der Folge mit einem prächtigen Atlas, wie nachher des Mehreren gesagt werden soll, drucken ließ. Frau von Montbarry, die ihn liebte, betrieb unterdeß seine Erhebung auf ihres eigenen Mannes Kosten, und führte ihn in die ausgesuchtesten Gesellschaften ein.

Seit dem Augenblick, als Ludwig 15 gestorben war, glaubten Pezai und seine Vertrauten nun in der Unerfahrenheit des jungen Königs ein Mittel zu finden, ihr Glück zu versuchen. Sie faßten das Projekt, eine geheime Korrespondenz mit Ludwig dem 16ten zu errichten, und gewannen zu dem Ende einen jungen Menschen, der in den Privatzimmern des Königs den Dienst hatte, der die ersten Depeschen in eins der Zimmer hinlegen mußte, wo der König sich täglich mit solcher Lektüre zu beschäftigen pflegte.

Um die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu ziehen, kündigte sich Pezai demselben,

(doch ohne sich unter dem Briefe zu nennen,) als einen Mann an, der mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Paris und mit den reichsten Finanziers in Verbindung stehe. Er gab vor, die vornehmsten und bedeutendsten Engländer seyen von seiner Bekanntschaft, und berühmte sich zugleich seines Kredits bei den ersten Damen; hauptsächlich sagte er, beschäftige er sich mit schöner Kunst und Wissenschaft. Nach diesem Eingange bezeugte er dem Könige sein Verlangen, ihm seine Dienste, so weit es seine Lage gestatte, widmen zu können und zu dem Ende bat er um die Erlaubniß, ihm periodisch das Resultat seiner wöchentlichen Beobachtungen über die Welthändel Europens, über die allgemeinen Staatsangelegenheiten Frankreichs und solche Privatangelegenheiten zustellen zu dürfen, die sich für die Aufmerksamkeit eines Monarchen eignen. Dabey that er auf jede Belohnung, auf jede Stelle Verzicht. Seinem Herrn redlich und freimüthig zu dienen, sey, sagte er, seine ganze Belohnung; und

um ihm davon auf der Stelle einen Beweis zu geben, so füge er die erste Nummer seiner Korrespondenz bey, die er zu den Füßen des Königs lege. Zugleich bat er den König, er mögte den ersten Sontag des folgenden Monaths während der Vorzeigung der Monstranz sein Tuch in die Hand nehmen, und es nach der Vorzeigung des Kelches wieder wegthun, zum Beweise, daß seine Arbeit Sr. Majestät angenehm sey.

In dieser ersten Korrespondenz lobte er nun den König auf eine so feine und anständige Art, daß ein so bescheidener Fürst, als Ludwig 16, der sich sehr ungern loben ließ, davon leicht eingenommen werden konnte. Er sagte nehmlich, der König sey bescheiden, furchtsam und natürlich, und als solcher erscheine er in den Augen der Nation sehr interessant; dabey tadelte er aber dreist, daß er sich immerfort seinen Ministern überlasse, und setzte hinzu, es sey der Wunsch der Franzosen nur unmittelbar durch ihre Könige und durch höhere Autorität regiert

seyn. Ludwig 16, fuhr er ferner fort, regiere viel zu wenig durch sich selbst; man wolle an ihm den Ton vom guten Heinrich finden; er habe natürliches Talent genug, um selber mit Glück regieren zu können, und seine Eigenschaften, die er von dem Hause Bourbon und von der Dauphine, seiner Mutter, her habe, berechtigen ihn zu großen Dingen. Ferner sagte er, der König besitze viele Kenntnisse, die er sich in der Einsamkeit durch Studieren erworben; Frankreich würde sich seiner Würde weit mehr bewußt werden, wenn es den Glauben haben könnte, durch den direkten Willen des Königs geleitet zu werden. Ja, fügte er endlich noch hinzu, der Franzose würde selbst die Verirrungen des Königs segnen. Auch gieng er auf das häußliche Leben des Königs über und sagte, es vertrage sich sehr gut mit dem Ton und der liebenswürdigen Galanterie des Franzosen. Auch ermangelte er nicht, den guten Ton der Königin zu loben, und verhieß dem so glücklichen

Ehepaare eine nahe und große Belohnung ihrer schönen Tugenden.

Nachdem er so von der ersten Person des Staats gesprochen hatte, gieng er zu dem Versprechen über, von Zeit zu Zeit Nachrichten über die andern gleichzeitigen Fürsten, über die Großen des Staats, über die Minister, die Parlamente, Prälaten, Generale, Intendanten und Gelehrte einsenden zu wollen, dergestalt: daß der König den ersten Zirkeln von Paris, wenn er ihren Ton, ihren Geist und die Grundsätze, die darin herrschen, kennen zu lernen wünsche, beiwohnen solle, ohne aus seinem Kabinette gehen zu dürfen.

Diese Korrespondenz, so wie die nachfolgenden, gefielen dem Könige so wohl, daß er dem damaligen Polizeyminister, Herrn v. Sartines, den Auftrag gab, den Verfasser auszukundschaften, und ihm denselben anzuzeigen. Der erste Verdacht fiel sogleich auf eine Menge bekannter Personen, die aber alle dem Minister versicherten, nie dem Könige geschrieben

zu haben; und als dieser endlich bey fünf bis sechs Personen stehen blieb, auf welche er Muthmaßung hatte, so befahl ihm der König, sie weiter auszuforschen und ihnen selbst Stellen aus der Korrespondenz vorzulesen, um zu sehen, ob sie in ihren Ausdrücken, in ihren Schriftzügen und Meinungen mit denen des Verfassers übereinstimmten. Pezai trat aus seiner Verborgenheit hervor, bekannte sich für den Verfasser der Briefe und schöpfte von nun an die größten Hofnungen von seinem künftigen Schicksale. Seine Meinung von sich selber gieng so weit, daß er sich fest einbildete, er würde seinem Projekte gemäß Minister werden und den König, Frankreich und ganz Europa regieren. Er sahe dem glänzendsten Glücke entgegen und hoffte nun bald es dahin zu bringen, seine Freunde zu Ministern erheben zu können.

Necker, Frau von Cassini und die ganze geheime Coterie triumpfirten nun darüber, vom verstorbenen Könige mit Gleichgültigkeit behandelt worden zu seyn. Mehrere Jahre dauerte

seitdem diese geheime Korrespondenz mit Ludwig dem 16ten fort. Aber man wußte nicht, daß es noch eine zweite ähnliche gab, die in einem ganz entgegengesetzten Sinne vom Hrn. von Vergennes geführt wurde. Unstreitig kamen in der Korrespondenz des Hrn. von Pezai manche sehr richtige Blicke auf das allgemeine Wohl, aber auch viel partheiische Urtheile über Sachen und Personen vor. Er erblickte die Begebenheiten in einer zu großen Nähe und ihm gieng die Folge von Ideen ab, die sich allein nur durch Erfahrung und nach einer gewissen Zeitfolge der Begebenheiten erwerben läßt, um über die Operationen eines großen Staates ein sicheres Urtheil fällen zu können. Dem allen ungeachtet ist die Korrespondenz dreist, freimüthig und angenehm, und mußte einem Könige gefallen, der neugierig war, im voraus schon die Geschichte seiner Staatsunternehmungen zu lesen. Pezai bekam von dem jungen Fürsten die indirekte Versicherung, daß seine

ersten Zuschriften ihm angenehm wären, und die Erlaubniß, damit fortzufahren.

Eines guten Erfolges gewiß, bat Pezai einmal den König, er mögte, wenn er aus seiner Kapelle zurückkäme, in der Gallerie vor einem Seitengange, den er bezeichnete, verweilen, wo er Se. Majestät im Vorbeigehen zu sehen wünsche. Ludwig, begierig ihn persönlich kennen zu lernen, redete ihn an und führte ihn in sein Kabinet, wo eben der Minister Maurepas war, dem er ihn als einen jungen interessanten Mann, der gern weiter mögte, vorstellte. Maurepas stutzte, und gestand dem Könige, daß er sein Schwiegersohn sey. Aber bald genug ließ er Eifersucht merken. Es beunruhigte ihn, daß der König noch irgend Jemandem in Staatssachen sein Vertrauen äussere; auch wußte er, daß Ludwig sich seither viel mit periodischer und heimlicher Korrespondenz beschäftigt hatte. Es war ihm nicht entgangen, daß dieser Fürst im Geheim von andern Eindrücken und fremden Meinungen

bestimmt wurde, und fand es für sich kränkend, das Zutrauen des Monarchen mit einem obscuren jungen Menschen, mit einem Unbekannten, vor allen Dingen mit einem Poeten theilen zu sollen. Indeß bey allem Haß schmeichelte er dennoch dem Pezai überall ins Angesicht. Jedoch entfuhren ihm eines Tages die Worte: „Sie stehen also in einem gewissen „Verhältnisse mit dem Könige!— Sollten Sie, „Herr von Pezai, wirklich mit dem Könige „in einem Verhältnisse stehen?“ — — Ein andermal sagte er in einem spöttelnden Tone und in seinem Beyseyn: „Der junge Mann „da will uns ordentlich gouverniren, meine „Frau und mich!“

Gewiß ist, daß Pezai durch diese seine Korrespondenz dazu beigetragen hat, daß der Abbe' Terray, und zwar auf eine sehr kränkende Art, aus dem Ministerium entfernt wurde. Er ist es, der Ludwig den 16ten zuerst mit den Theorien Neckers, dieses schon damals berühmten Banquiers, mit welchem er seit lan-

ger Zeit schon in näherer Verbindung stand, bekannt machte, und diese ihm als unumgänglich nothwendig zur Rettung des Staates empfahl. Er war der erklärte Feind Turgots und interessirte sich eifrig für die Erhebung des reichen Genfers, von dem er Geldunterstützung erhielt. Den Hrn. von Montbarry, einen nahen Verwandten der Frau von Maurepas, suchte er für die Mißhandlung, die er ihm, als der erklärte Liebhaber seiner Frau, erzeigte, durch den Titel eines General-Kriegsdirektors, der ausdrücklich seinethalben erst geschaffen wurde, schadlos zu halten.

Es war eine ehrenvolle Auszeichnung, die Pezai vom Könige erhielt, den Druck der Denkwürdigkeiten von Maillebois, deren Herausgabe man ihm anvertraut hatte, unter königlicher Autorität veranstalten zu dürfen. Dieses Werk ist weiter nichts, als eine bloße Compilation und Uebersetzung aus italiänischen Werken; aber es umfaßt Alles, was ein französischer General über die Führung unserer Truppen in

Italien nur immer zu wissen nöthig hat. Es gehört dazu ein Atlas, der von Pezai ist und ein wahres Meisterwerk von geographischen Charten genannt zu werden verdient, wovon aber leider die Hand arbarischer Revolutionsstürmer die Platten eingeschmolzen hat. Pezai brauchte sie nach beendigter geheimer Korrespondenz dazu, um dem Könige daraus einigen Unterricht über die Kriegskunst zu geben.

Innerhalb einem Jahre gelang es ihm, zwey Minister zu machen; der erste war Montbarry und der andere Necker. Er selbst, der dem Könige ausdrücklich erklärt hatte, daß er sich alle Gnadenbezeugung verbäte, verschafte sich die Stelle eines Generalaufsehers über die Küsten, mit einem Gehalt von 60000 Livres. Auch ließ er sich überdem noch 30000 Franken für Weinlieferungen, die man seinem Vater noch schuldig war, auszahlen. Der König schien von den Planen Neckers, die man ihm und Maurepas vorlegte, sehr zufrieden. „Dieser „stolze Herr Necker, pflegte Meilhan, Inten-

dant von Valenciennes, der ein besonderer Feind von ihm war, zu sagen, „hat öfters, in „seiner Redingotte gehüllt, bey Pezai in einer „Wagenremise auf den Augenblick gelauert, wo „dieser Liebling des Königs ihm von Versail- „les eine gute Nachricht, die ihn betraf, mit- „bringen sollte.“

Solcher Mittel und Wege bediente sich Anfangs Herr Necker, um seine Projekte zur Kenntniß des Königs zu bringen!

Monsieur, Graf von Provence.

Ludwig den Sechzehnten habe ich als einen populären Fürsten geschildert, von einfachem Geschmack, von strengen Grundsätzen, von unbescholtenen Sitten und seiner Gemahlin ergeben. Ich glaube hierbey nicht gegen die Pflicht des Geschichtschreibers verstoßen zu haben.

Ich würde strafbar in den Augen der Nachwelt erscheinen, wenn ich einer Sache, die der Grund von dem unglücklichen Schicksal seiner Brüder hat werden müssen, Einfluß auf mein nachfolgendes Urtheil über diese hohen Unglücklichen verstatten wollte. Der Charakter meines Werks würde darunter leiden, wenn ich statt den Knoten zu lösen, ihn durch ein Schweigen aus politischen Rücksichten zerhauen wollte. Ich würde ein partheiisches Werk liefern, wenn ich über Monsieur als ein Jakobiner schreiben wollte. Aber eben so sehr würde man mich für einen Unruhstifter halten, wenn

ich mitten im Schooße der Ruhe, die ich mit allen Franzosen genieße und mitten im Frieden, den ich meiner Regierung verdanke, eine Lobrede auf einen Prinzen schreiben wollte, der offenbar viele Fehler gezeigt hat. In dieser Bedrängniß habe ich mein Gewissen zu Rathe gezogen, und ich glaube bekannt machen zu dürfen, was die Majorität der Franzosen von ihm denkt.

Der Graf von Provence, nach der Etikette von seiner Geburt an, Monsieur genannt, ließ gleich seit der Thronbesteigung seines ältern Bruders dem Hofe seine Vorrechte als präsumtiver Kronerbe auf eine in die Augen fallende Weise merken. Die Regierung eines Bruders, der seit mehrern Jahren bereits ohne Kinder geblieben war, machte diese Maßregel gewissermaßen nothwendig. Sonst aber lebte Monsieur gewöhnlich sehr zurückgezogen und beschäftigte sich mit der Litteratur und mit dem Entwurf von historischen Bemerkungen über die Hofbegebenheiten, die unter

seinen Augen vorgiengen. Dieser Prinz ist der einzige, der historisch genau das Innere des Hofes Ludwigs des 16ten kennt. Er ist ein Mann von Geist, der mannigfaltige Kenntnisse besitzt. Heimlich schickte er in mehrere Journale, vorzüglich ins Journal de Paris, anonyme flüchtige Aufsätze, um das Publikum über diesen oder jenen Gegenstand aus der Geschichte oder der Litteratur auszuforschen. In seinem häußlichen Leben beobachtete er den äussern Wohlstand und war seiner Gemahlin aufrichtig ergeben; nur erst sehr spät gieng er ein freundschaftliches Verhältniß mit der bekannten Gräfin Balby ein.

Was unsere Aufmerksamkeit verdient, ist sein politisches System. Sein Memoire zur Vertheidigung der von Moupou eingesetzten Parlamente zeigt, daß er für die militärische Autorität war, die seit Jahrhunderten die Stärke und Hülfsquelle seines Hauses ausgemacht hatte. Auch war ihm die Energie und Hartnäckigkeit einer Opposition, die sich in Frank-

reich gegen eine Gewalt dieser Art gebildet hatte, nicht unbekannt geblieben, und er hatte zu dem Ende in einem andern sehr merkwürdigen Memoire gezeigt, welche Gefahren die Monarchie bedroheten, wenn die exilirten, gedemüthigten und rachsüchtigen Mitglieder der aufgehobenen Parlamente wieder zu ihrem Posten zurückgekehrt seyn würden. Eine seiner Prophezeihungen gieng auch wirklich vor seinen Augen 1788 und 89 in Erfüllung. Aus diesem Faktum, das allgemein bekannt ist, schließe ich, daß Monsieur von einer Veränderlichkeit des Charakters ist, die ihn sogar von der gewöhnlichen Klasse der Staatsmänner, ganz insonderheit aber von der Klase jener ausserordentlichen Menschen ausschließt, die dazu geboren sind, Reiche zu gründen oder dem Verderben eines Staates, der auf dem Punkte des Verfalls ist, wieder aufzuhelfen.

Kaum war sein Bruder zur Regierung gekommen, so ließ er sehr deutlich merken, daß er dem System des Despotismus ergeben war;

und dennoch schlug er sich gegen das Ende dieser Regierung zu den demokratischen, die Monarchie zerstörenden Grundsätzen, und trug das Seinige zum Umsturz der monarchischen Regierung bei.

Im Jahre 1775 suchte er unaufhörlich den Planen Türgots und nachher den Operationen Neckers, während seines ersten Ministeriums, entgegen zu wirken. Die vernünftigsten und solidesten Werke, die gegen die demokratischen Schwindeleyen dieser beiden Minister geschrieben wurden, traten auf seine Veranlassung ans Licht. Cronot und Bourboulon hatten nicht aufgehört, dem Genfer Minister bei seinen ersten Unternehmungen Hindernisse in den Weg zu legen. Wie mußte man erstaunnn, als man Monsieur 1788 im December auf die Seite eben desselben Ministers treten und es mit der Minorität der zweiten Versammlung der Notablen halten sahe, um Ludwig den 16ten zu dem Entschlusse zu bringen, die Zahl der Deputirten vom dritten Stande bei den Etatsgeneraux zu verdoppeln, um der demokra-

tischen Meinung ein größeres Uebergewicht zu verschaffen. Ja zuletzt leistete er sogar den Bürgereid und nahm seinen Platz nicht etwa neben, sondern sogar tief unter Bailly. Durch dieses burleske Ceremoniel, das damals Royalisten verspotteten und Demokraten auspfiffen, brachte er die Meinung gänzlich herab, die alle europäische Nationen von der königlichen Majestät gemäßigter Monarchien überhaupt, und insonderheit von der Würde des Hauses Bourbon, mit subalternen Mächten verglichen, gemacht hatten.

Noch ein dritter Zug verrieth Monsieur in den Niederlanden, da er jene seltsam-constitutionelle Monarchie von 91 verließ, wiewohl sie es an sich nur zu sehr verdiente, ihrem eigenen Schicksale überlassen zu werden. Er ist also ohne allen Zweifel zur Veränderlichkeit geneigt, und seine politischen Ideen sind schwankend, sich einander widersprechend, sie hängen nicht unter sich zusammen und geben seinem ganzen Betragen Unsicherheit. Sie lassen die-

sen Prinzen nicht zu festen Prinzipien kommen, ohnerachtet diese niemandem nöthiger sind, als dem Oberhaupte einer Parthey, wenn er sich mit Würde halten will. Eben dieser sein unbestimmter Charakter ist auch der Grund, warum alle Partheyen der Reihe nach, welche Frankreich regiert haben, sich nicht haben entschliessen können, ihm ihr Schicksal anzuvertrauen, während die Nation den bewaffneten Mächten einen großen Charakter entgegensetzte und von der Nothwendigkeit durchdrungen war, sich aus dem Zustande der Erniedrigung heraus zu reissen, worin sie seit 1756 von Oestreich, seit 1763 von England und seit 1792 von den coalisirten Mächten gehalten wurde. Es war ein für allemal um das Haus Bourbon geschehen, sobald Frankreich erröthend sich seiner Traktaten und Verbindungen deutlich bewußt wurde. Das erste Bedürfniß für eine gefühlvolle, muthige, geistvolle und brave Nation, die sich von Engländern und Oestreichern

gefangen gehalten sieht, ist, mit Würde seine natürliche Unabhängigkeit zu behaupten.

Monsieur hatte von seinem Vater, dem Dauphin, das diplomatische System seines Hauses überkommen. Er lebte ganz offenbar in der entschiedendsten Opposition gegen seine Schwägerin, Marie Antoinette, die er beständig als die Geissel und die Quelle alles Unglücks, das über Frankreich gekommen war, ansahe. Bei keinem einzigen regierenden Verwandten seines Hauses hat er bis jetzt, während seines Unglücks, einen Zufluchtsort gesucht, weder beim Hause Oestreich, noch in Großbritannien, dessen natürlicher Feind er von jeher war, und dessen verderblichen Meinungen, wie sie sich in Frankreich Bahn machten, er unaufhörlich entgegen stritt. England hielt er stets für eine hinterliste Macht die, wie Rom gegen Carthago, nur unser Verderben im Schilde führe. In der Kritik von Türgot erklärt er gerade heraus, daß dieser

insulanischen Macht das Verderbniß unserer alten Grundsätze und unserer Nationalgewohnheiten beizumessen sey.

Jetzt, überall flüchtig und in die Irre umhergetrieben, sieht man ihn seinen Wohnsitz in einem in Europa unbemerkten Staate neh- men, um von da immer weiter zu flüchten; immer aber zu einer untergeordneten Macht, wenn ein widriges Geschick ihn von neuem zu fliehen nöthigt. Einen Prinzen in der Ge- schichte zu beschimpfen, der durch sein Unglück Aufsehen erregt, würde die Grausamkeit und Ungerechtigkeit auf den höchsten Grad treiben heissen. Monsieur gehört unter die Klasse der berühmten Unglücklichen, deren Andenken bei der Nachwelt erhalten werden muß. Im Jah- re 1780 war er der präsumtive Erbe der er- sten Krone in Europa, und im Jahr 9 der Re- publik ist seine Lage von der Art, daß auf die- ser Welt zu existiren, eine Gnade für ihn ge- worden ist, die er nach jedem neuen Siege unserer Truppen und nach jedem neuen Trak-

tat der Republik durch Negotiation zu erhalten suchen muß.

Seine satyrischen Karrikaturen in Prosa gegen Türgot (1 April 1776) und die gestochenen gegen Calonne waren Produkte seines Mißmuths, zugleich aber zeugten sie doch von einer produktiven Einbildungskraft und von einer Anlage zur Satyre. Das Memoire vom ersten April giebt uns den vollständigsten und genauesten Ueberblick vom Hofe und vom Ministerium im Jahre 1776. Man findet darin eine Reihe von Schilderungen der vorzüglichsten handelnden Personen. Der König insonderheit ist darin ganz nach dem Leben getroffen. Die Sitten des Hofes, der Verfall des königlichen Ansehens, die Fortschritte der demokratischen Neuerungen sind darin mit Meisterhand und sehr lakonisch gezeichnet. (Es soll ein Theil dieser Memoiren weiter unten gegeben werden.)

Monsieur besaß einen heimlichen Ehrgeiz, der sich bald auf dieses bald jenes warf, und

ihn hin und her schwanken ließ, je nachdem die Umstände es mit sich brachten. Um Staatsgeschäfte schien er sehr unbekümmert; er intriguirte weit weniger, als die Königin, um Stellen für seine Lieblinge zu erhalten, sie empor zu erheben, und sich eine Parthey im Staate zu machen. Er hatte nicht den geringsten Theil an der Wahl der Minister; vielmehr beschränkte er sich darauf, das Unglück des Staats im Stillen zu beseufzen. Ihm gab man daher keinen der Unfälle Schuld, welche man der Königin und dem Grafen Artois vorwarf. In seinen Finanzen herrschte ein Geist der Ordnung und Mäßigung. Schon von Natur hatte er mehr Hang zur Oekonomie und zur Strenge gegen sich, als zur Freigebigkeit und zu Vergnügungen; lange Zeit stand er sogar bei sich an, ob er ein großes Haus machen solle, oder nicht.

Monsieur scheint die Nation, die meist von Fürsten seines Hauses regiert wurde, täg-

lich weniger zu interessiren. In Frankreich ist er rein vergessen; er darf sich hier nicht auf die geringste Unterstützung Rechnung machen. Man betrachtet ihn als eine ganz unbedeutende Person; höchstens sind es einige Partheyen, deren Existenz einige unruhige Vorfälle enthüllt hat, welche ihm allenfalls noch ergeben sind. Nach dieser sonderbaren Lage von Monsieur ließe sich sein Schicksal vorhersagen; aber man denkt jetzt edler in Frankreich, und es giebt zum Glück weise Männer und Freunde der Republik, die es nicht gleichgültig finden, daß in Europa (1801) zwei und zwanzig Fürsten aus dem Hause Bourbon zerstreut leben, die es also dem Interesse und der Würde Frankreichs wohl schuldig zu seyn glauben, für die herumirrenden Prinzen aus dieser Familie zu sorgen, und die es nicht zugeben mögen, daß sie ihren Unterhalt bei Mächten suchen, die eifersüchtig auf unsere innere Ruhe und auf den zukünftigen Wohlstand unsers Landes sind.

England nahm dem Hause Stuart Alles, während Frankreich und der Pabst ihm in seinem Elende und seiner Verlassenheit zu Hülfe kamen. Das zarter und großmüthiger gesinnte Frankreich wird nicht wollen, daß die älteste Linie der Bourbons von den Wohlthaten Oestreichs oder Englands leben müsse.

Der Graf von Artois.

Der Graf von Artois, zweiter Bruder des Königs, hatte von der Natur einen Charakter erhalten, der von dem seines ältern Bruders sehr verschieden war. Bei einem Temperamente, das sich zu Vergnügungen und sehr frühzeitig zu schlechten Begierden hinneigte, konnte es nicht fehlen, daß er seine Jugend wild und stürmisch verlebte. Schon seit seinem zartesten Alter erzählte man sich von ihm Anekdoten und unterweilen schmutzige Szenen, die ihm schon in seinen frühern Jahren den Tadel des Publikums zuziehen mußten. Jeder der auf gute Sitten hielt und es mit dem Hause Bourbon gut meinte, empfand darüber die lebhafteste Unruhe, daß schlechterdings nichts diesen jungen Prinzen von seinen ersten Verirrungen zurückzubringen vermogte.

Der Graf Artois war von Natur lebhaft, aufgeweckt, zur Satyre und zum Spott

geneigt, keck und übermüthig. Seine geheime Geschichte gereicht ihm in der That nicht zur Ehre, und es fehlt sehr viel, daß sie nur auf die entfernteste Weise mit der Galanterie aus der schönen Zeit der Monarchie verglichen werden könnte. Er schien gerade das Gegentheil von dem zu seyn, was der König war; in dem Grade als der junge Monarch von anständiger, tugendhafter und bescheidener Aufführung war, schien der Graf Artois zügellos und verwegen zu seyn.

Von dem Könige und von Monsieur hätte man gleich auf den ersten Blick sagen mögen, daß sie nur Plane einer gesunden und festen Politik haben könnten, da hingegen der Charakter des Grafen Artois auf eine unentschlossene und veränderliche Politik zu deuten schien. Allein das Schicksal dieses unglücklichen Hauses war nun einmal, daß die beiden ältesten Brüder, die vor aller Welt sich mit Weisheit und Sittlichkeit betrugen, unaufhörlich in ihren Staatsgrundsätzen hin und her schwankten,

während der Jüngste bei aller seiner Unmoralität, bei seinem Leichtsinn und seiner zügellosen Verschwendung, in den letzten Jahren der Monarchie ganz bestimmt die höchste militärische Festigkeit in den Grundsätzen einer unumschränkten Gewalt äusserte und unbiegsam in allen den Ideen war, die denselben zur Grundlage liegen.

Bei der Geschichte mit den Parlamenten stimmte der Graf Artois mit dem Könige 1774 für das freiere System und für die Zurückberufung der exilirten und verfolgten Magistraturen, während Monsieur dagegen war. Im Jahre 1788 hingegen, als der König und Monsieur sich für die Freiheit erklärten, verweigerte der Graf Artois schlechterdings seine Zustimmung. Er vermied mit Necker, Lomenie, mit den Parlamenten, den Constituans zu seyn, wie Ludwig der 16te und Monsieur.

In zwei Phrasen hat man das Bild des Königs und seiner beiden Brüder. „Der „jüngste Bruder hatte in seiner Politik die

„Festigkeit, welche der König und Monsieur in „ihrem moralischen Leben bewiesen; und in sei„nem Leben bewieß er den Leichtsinn und die In„konsequenz, welche man den politischen Mei„nungen Jener vorwerfen muß." Wir haben ihn mit freien Meinungen, welche er bei der Zurückkunft der Parlamenter 1775 offenbarte, auf den Schauplatz der Welt treten, und ihn 1789 um die Sache beim rechten Namen zu nennen, mit ächtem despotischen Sinne Frankreich verlassen sehen; da hingegen Monsieur zu eben derselben Zeit mit despotischen Grundsätzen auftrat, und 1791 getrost den Bürgereid leistete.

Die Gefahr, welche die höchste Gewalt und das königliche Ansehen erleiden mußten, begreift sich, wenn man bedenkt, daß der alte Ludwig der 15te sie auf drei so junge unerfahrne Prinzen hatte übergehen lassen müssen. Wo sollten während der funfzehnjährigen Regierung Ludwigs des 16ten die Pfeiler der allmählig sinkenden königlichen Autorität herkommen, da dessen erste Stützen, seine beiden

Brüder, dieselbe auf entgegen gesetzte Weise zerstörten? Der Eine begann seine öffentliche Laufbahn damit, alle Freiheit über den Haufen zu werfen und endete damit, die Demokratie einzuführen; während der Andere sich zum Beschützer der hervorkeimenden Freiheit aufwarf, um unter den letzten Krämpfen der dahin scheidenden militärischen Gewalt, welche mit dem 14ten July zu Grunde gieng, von der Bühne abzutreten. Konnte es wohl anders kommen, da der ältere Bruder durch sein unaufhörlich schwankendes, unschlüssiges Wesen, auf Anstiften der Maurepas, Malesherbes, Türgot, Saint-Germain, Necker und Calonne, mit jedem Tage ein Blatt nach dem andern aus der Königs-Krone lößte?

Schilderungen und Anekdoten vom Hause Orleans.

Herzog Orleans, der Vater.

Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, Neffe des Regenten und Vater des berüchtigten Egalite' war zu Versailles 1725 geboren. Er ward 1743 mit Louise Henriette von Conty vermählt, welche er seit 1754 überlebte. In den beiden ersten Jahren ihrer Ehe waren sie unsterblich in einander verliebt, und überall erzählte man sich die seltsamsten Anekdoten von ihren verliebten Szenen, wenn sie sich bei Hofe unbemerkt, oder zum Besuch bei ihren Freunden und in Gärten allein mit einander befanden.

Nicht lange aber währte es, so versank Madam d'Orleans in den Ton der schmuzigsten Sinnlichkeit, wie man ihn von der Zeit der alten römischen Kaiserinnen her kennt. Schaamlos und ohne alle Wahl hielt sie es mit den Herren am Hofe und in der Stadt, und gieng alle

Klassen der französischen Klerisey durch, vom Prinzen von Geblüte an bis auf seinen Kutscher Lefranc. Kurz, sie erhielt den Namen der Messaline ihres Jahrhunderts, und suchte, ohne zu erröthen, eine Ehre darin, diesen Namen zu verdienen. Des sträflichen Umgangs mit Männern aus ihrer Bekanntschaft müde, trieb sie es sogar so weit, daß sie des Nachts in den alten königlichen Gärten umherstreifte, und wildfremde Menschen zur Befriedigung ihrer thierischen Begierde aufsuchte.

Je mehr sie aber die Würde ihres Geschlechts und den Namen ihres Hauses aus den Augen setzte, um so sittsamer wurde ihr Gemahl und um so gemäßigter in seinen Vergnügungen. Indeß, als ein guter Bourbonischer Prinz, der nicht ohne Weiberliebe bleiben kann, gieng er eine Verbindung mit der Frau von Villenomble ein, welcher er ein Landgut gleiches Namens unweit dem Schlosse Rincy verehrte. Frau von Braucard und die Herren St. Albin und Saint-Far waren die Frucht

dieser Verbindung. Der letzte hat die sprechendste Aehnlichkeit mit den Prinzen des Bourbonischen Hauses; überdem ganz die Manieren seines Vaters und den großen Ton aus der guten Gesellschaft zur Zeit der Monarchie, dabei Liebe zur Freiheit, wie sie dem Hause Orleans eigenthümlich ist. Er und sein Bruder haben durch ihren Muth glücklich alle Revolutionsscenen überstanden.

Der Herzog von Orleans, ihr Vater, war, wie gesagt, anständig in seinen Liebschaften. Man kann ihn als den Letzten aus dem Hause Bourbon ansehen, der den guten Ton der Galanterie aus den Zeiten Ludwigs des 14 beibehalten hatte. Als er zu den Jahren der Mannbarkeit gekommen war, zog ihn die berühmte und schöne Frau von Monmesson, geborne de la Haye, an. Sie war eine sehr schöne Figur, hatte eine sehr wohlklingende, göttliche Stimme, zu welcher sie sich selber auf dem Klavecin begleitete; ihr Geist besaß einen großen Schatz von Kenntnissen; übrigens war

sie von sehr verständigen Sitten, in ihrem Umgange äusserst angenehm und sie hat sogar, aber nur für ihre Freunde, einige Bändchen Gedichte drucken lassen. Man kann nicht sagen, daß sie gegen ihren herzoglichen Liebhaber unempfindlich gewesen sey; allein sie war noch, ganz in dem Tone des vorigen Jahrhunderts, ein wenig keck und spröde, auch traute sie der Veränderlichkeit des Bourbonischen Hauses nicht. Unterdeß wuchs schon ihre gegenseitige Zuneigung und die besten Hofnungen entfalteten sich für den Herzog, als der Graf von Guines, der zu ihren Musikübungen zugelassen würde, dazwischen kam und ihm das Spiel verdarb. Dieser liebte die Monmesson zwar eigentlich nicht, ob er sich gleich vor der Welt so stellte, um von seiner erheuchelten Empfindung Vortheil zu ziehen; allein er bereitete doch dem Herzog alle Qualen der Eifersucht, so daß dieser sich deshalb eigends an den Herzog von Choiseul wandte. Dieser Minister, dessen Blick gleich scharf im Großen wie im Kleinen

war, hatte längst den Hrn. von Guines durchdrungen. — Um dem Herzoge Ruhe zu schaffen und ihn vollkommen sicher zu stellen, so schickte er seinen Nebenbuhler als Gesandten nach London.

Aber bald fand der Herzog v. Orleans einen ganz andern Nebenbuhler auf seinem Wege, und das war sein eigener Sohn, der nachmalige Egalité. Dieser gab vor, bei der Frau v. Montesson in Gunst zu stehen. Und das war eben nicht unglaublich. Denn damals hatte er in seinem Gesicht noch nicht das Gemeine und Liederliche, was er sich nachher durch seine Pferderennen, seine Reisen, seine zügellosen Ausschweifungen und seine revolutionairen Tollheiten gegeben hatte. Er war jung, von hübscher Figur, galant und selbst liebenswürdig, wenn er wollte. Allein Frau von Montesson, die von ernstem Charakter war und die Empfindung seines Vaters schmeichelhafter fand, trieb ihren Scherz mit den Liebesbezeugungen des Sohnes. Der Verführer eines Prinzen

Lamballe war nicht geeignet, einer Frau von Montesson zu gefallen.

Der Hof und die Hauptstadt wußten um den Zustand des Herzogs von Orleans und wie sehr die Montesson ihn quäle. So oft er den König oder den Herzog Choiseul ansichtig wurde, erneuerte er sein Gesuch, die Mad. Montesson heirathen zu dürfen. Aber der König hatte es sich einmal zum Staatsgesetz gemacht, von dem er während seiner ganzen Regierung nicht abgieng, die natürlichen Kinder weder von ihm noch von den Prinzen von Geblüt zu legitimiren. Nach eben den Grundsätzen versagte er dem Adel die Erlaubniß, Heirathsbündnisse mit Prinzen von Geblüt eingehen zu können. Die ewigen Zwistigkeiten unter den rechtmäßigen und den von Ludwig dem 14ten legitimirten Prinzen; die gefahrvollen Intriguen unter dem großen Dauphin und der Madame de Maintenon dienten, als die neuesten Beispiele, dem Könige und seinen Ministern zu Beweisen gegen den Herzog von Orleans. Man

hielt damals noch das königliche Geblüt des Hauses Bourbon für etwas Heiliges, und ein politisches Verbrechen schien es, dasselbe mit anderm zu vermischen. Von Heinrich des 4ten Seite, eines Bearnischen Prinzen, war das Haus Bourbon mit mehrern Häusern vom niedern Adel aus den mittägigen Provinzen Frankreichs verwandt. Allein man ignorirte diese Verwandschaft, und ein wenig bekannter Edelmann hätte nur auf den Einfall kommen dürfen, sie geltend zu machen, so würde er sich jeden Weg zum Fortkommen bei Hofe versperrt haben.

Ueberdem war dem Ministerium so sehr damit gedient, die Orleans in Abhängigkeit zu erhalten, daß Ludwig 15 schlechterdings dabei blieb, die Frau von Montesson nicht zur ersten Prinzessin von Geblüt durch eine förmliche Heirath erheben zu lassen; der Herzog mußte sich also, mit der Erlaubniß zu einer heimlichen Verbindung mit ihr, begnügen lassen. Der Frau von Montesson war nicht damit gedient.

die erzwungene Rolle einer Prinzessin von Geblüt zu spielen, noch mogte sie mit den Prinzessinnen Feindseligkeiten wegen der Etikette anfangen, die gar nicht in ihrem Charakter lagen. An Wohlstand schon mit dem Herzoge gewöhnt, schien sie vollkommen damit zufrieden, mit ihm in eben der Art, wie Frau von Maintenon mit Ludwig dem 14ten, ehelich verbunden zu werden. — —

Der Herzog von Orleans hatte an seinem Hochzeittage zu Villers-Cotteret einen sehr zahlreichen Hof. Den Abend zuvor und an dem Morgen seines Trauungstages sagte er zum Herrn von Valencay und seinen übrigen vertrauten Freunden, daß er endlich zu einem gewissen Glücke gelangt sey, das leider nur das einzige Unangenehme mit sich führe, nicht allgemein bekannt werden zu dürfen. So eben am Vormittage schon im Begriff, nach Paris zu fahren, um sich dort kopuliren zu lassen, sagte er zu seiner Gesellschaft: „Ich lasse Sie allein,

„und werde etwas spät zurückkommen; dann aber „nicht allein, sondern mit einer Person, wel„cher Sie hoffentlich eben die Anhänglichkeit „bezeugen werden, die Sie mir bezeugen.“ — Den ganzen Tag über blieb man im Schlosse in der gespanntesten Erwartung; denn ohnerachtet der Herzog das Wort Heirath nicht ausgesprochen hatte, so wußte man doch recht gut, woran man war. Um sechs Uhr Abends trat er denn endlich, mit der Frau von Montesson an der Hand, in den Gesellschaftssaal der stark mit Gästen angefüllt war. Aller Blicke waren auf die Liebenswürdige geheftet; denn Bescheidenheit war ihr schönster Schmuck, der sie umgab. Die ganze Gesellschaft war gerührt über ihre erste augenblickliche Verlegenheit. Der Marquis von Valencay gieng ihr entgegen, bezeugte ihr die Ehrfurcht einer Prinzessin von Geblüt und machte, in die Geheimnisse des Morgens eingeweiht, die Honneurs. Endlich nahte sich die Stunde des Schlafengehens.

Es war beim Könige und im Hause der Prinzen Gebrauch, daß ein Herr vom vornehmsten Range sich vom Kammerdiener das Hemde reichen ließ und es darauf dem Prinzen vor dem Schlafengehen zustellte. Am königlichen Hofe hatte der erste Prinz von Geblüt das Vorrecht, solches dem Könige zu präsentiren. An seinem eigenen Hofe empfieng der Prinz es vom ersten Kammerherrn.

Bei der Vermählung des Herzogs von Orleans hatte die nehmliche Ceremonie mit dem Hemde Statt. Aber vorher trat ein Augenblick der Verlegenheit ein; denn sowohl der Herzog als der Marquis Valencay zögerten einige Zeit, der eine das Hemde anzubieten, der andere es zu verlangen. Der Herzog äusserte noch die liebenswürdige Zurückhaltung eines Mannes, der bei seinen reinsten Genüssen sich mäßig bezeugt. Endlich als Valencay es ihm darreichte, entkleidete er sich vor aller Gesellschaft bis an den Gürtel und gab derselben den Anblick der voll-

kommensten Entblößung, ganz im Geiste der glänzendsten Galanterie jener Zeit. Kein Prinz und kein Großer erhielt die erste Gunstbezeugung von seiner Braut, bis nicht diese Szene vorangegangen war. Die Nachricht davon verbreitete sich sogleich im ganzen Palais, und Niemand konnte nun an der wirklichen Vermählung des Herzogs mit der Montesson mehr zweifeln.

Seitdem lebte der Herzog mit seiner neuen Gemahlin auf dem vertraulichsten Fuß. Sie ließ es vor der Welt nicht an jenen Ehrenbezeugungen und Benennungen fehlen, die ihm als Prinzen von Geblüt zukamen; auch sprach sie stets ehrerbietig mit den Prinzessinnen, und ließ ihnen beim Hinein- oder Herausgehen aus den Zimmern des königlichen Pallastes allemal den Vortritt. Den Namen der Witwe Montesson behielt sie bei; von ihrem Gemahl aber ward sie bald Frau v. Montesson, oder schlechtweg Madame, bisweilen

auch nach Umständen, besonders wenn er mit seinen Freunden war, meine Frau genannt. Oft sagte er, wenn er Abends die Gesellschaft verließ: „Nun liebe Frau, wollen wir nicht „bald zu Bette gehen?“ — Ihr vortreflicher Charakter machte lange Zeit den Prinzen, so wie sie selber sehr glücklich. Sie beschäftigte sich mit der Musik und mit der Jagd, deren Freuden sie mit ihrem Gemahle gemeinschaftlich theilte. Sie hatte ein Theater, auf welchem sie mit ihm gemeinschaftlich spielte. Dem Herzoge, der von Natur viel Bonhommie hatte, gelangen vorzüglich die Bauernrollen, und Frau von Montesson war am glücklichsten in den Rollen der Schäferinnen oder Liebhaberinnen. Die verstorbene Herzogin von Orleans hatte das Haus so in üblen Ruf gebracht, daß die Damen darin nur höchst ungern erschienen und sich mit der studirtesten Vorsicht betrugen. Frau von Montesson stellte aber den guten, anständigen Ton wieder her, und brachte von neuem Würde, Geschmack an feineren Vergnü-

gungen und Künsten, Liebe zu schönen Wissenschaften, und oft Heiterkeit und schlichte Natürlichkeit in dies Haus, das man ehemals geflohen hatte.

Zu einer Zeit, wo Sittenverderbniß allgemein herrschend war, und wo der französische Hof nichts mehr von seiner Würde und seinem Range wußte, stimmte sie den Herzog von Orleans bis zum Ton aus den Zeiten Ludwigs des 14ten hinauf, indem sie aus dem höchsten Adel die vorzüglichsten Menschen von Talent und feinem Betragen zu ihrem Umgang wählte. Alles was an gefährlichen Intriguen Theil nahm, oder das Schild der Politik, der gelehrten Pedanterey, der Okonomie und der Devotion aushieng, war von ihrem Hofe ausgeschlossen. Ihr Hofzirkel war mit höchster Sorgfalt gewählt, und er erhielt das Haus Orleans einige Jahre lang auf einen gewissen Grad von Würde und Glanz, und löschte das Andenken an die Aufführung der verstorbenen Herzogin von Orleans gänzlich aus. Ihren Pallast und ihren Landsitz

Sainte-Assise erhob sie zu einem reizenden Wohnsitz der Künste, und edler, wohlthätiger Genüsse für Geist und Herz.

Die schönste Rolle, welche Frau v. Montesson jemals gespielt hat, ist, daß sie blos durch ihre Weisheit, Klugheit und Feinheit in ihrem Benehmen die Niederträchtigkeiten des Herzogs von Chartres zu bekämpfen wußte. Sie setzte seiner Eifersucht Wohlthaten entgegen und vermogte seinen Vater, noch einige Jahre vor seinem Tode ihm das Palais royal gegen eine Art von jährlichem Zinß abzutreten. Aber, habsüchtig von Natur, wie der entartete Sohn war, wußte er der Frau von Montesson nicht den geringsten Dank für alle diese Gefälligkeiten, sondern nahm sie vielmehr ganz gleichgültig als Schuldigkeit an. Bei seinem natürlichen Hange zu gemeinen und rohen Vergnügungen war ihm die Verbindung seines Vaters mit einer edlen Frau zuwider. Aber sie sicherten ihm um so mehr die Achtung der Franzosen, welche an seiner

Popularität, die er überall, auch in seinem ehelichen Verhältnisse offenbarte, vielen Antheil bezeugte. Der entartete Sohn gieng in seiner Grausamkeit so weit, daß er den Druck der Gedächtnißrede auf seinen Vater, in welcher seiner Verbindung mit der Frau v. Montesson als einer lobenswerthen Handlung gedacht worden war, verhinderte.

Der Herzog von Chartres.

Der Herzog von Chartres (Egalité) trat in seinem sechzehnten Jahre in die große Welt, unter der Leitung seines Gouverneurs, des Grafen Pont-St. Maurice, der zwar von ganz gewöhnlichen Talent, aber dabei ein honetter Mann war, und der weder selber zu den verderbten Menschen gehörte, noch auf Anderer Verderben hinarbeitete. Aber der Prinz lieh mehr seinen subalternen Erziehern sein Ohr, und diese zeigten ihm statt des Weges zur Tugend, den Weg zur gemeinsten Ausschweifung und zur Schande. Ein liederliches Geschöpf, Namens Deschamps, war die erste, welche man zu seiner Verführung ausersahe; aus ihren Armen gieng er in die Arme der berüchtigsten Kreaturen über, und besuchte die öffentlichen Häuser, womit sein Pallast rings umgeben war. Sein Genosse an diesen schändlichen Vergnügungen war der Prinz von Lamballe,

einziger Sohn des Herzogs von Panthievre, auf dessen Tochter er sein Absehen gerichtet hatte, und die er zu heirathen Lust hatte. Seit diesem Augenblick ward seine Lebensart und sein Charakter den Parisern so verächtlich, daß man ihn ohne Rückhalt beschuldigte, den Prinzen Lamballe absichtlich durch garstiges Weibergesindel verführt und vergiftet zu haben, um auf dessen Schwester die alleinige Erbfolge des Hauses zu bringen und sich die Anwartschaft auf die Stelle des Groß-Admirals, die der Herzog von Penthievre bekleidete, zu verschaffen. Und als nach dem 10ten August die Prinzeß Lamballe ein Opfer der Wuth der Orleanisten geworden war, wiederholte man in Paris ganz allgemein und ohne Scheu, der Herzog von Chartres habe den Gemahl dieser unglücklichen Prinzeßin gemordet, um die Fonds der Erbschaft an sich zu reissen, und die Prinzeßin endlich selber hingerichtet, um in den Besitz der Leibrenten zu gelangen, die auf diesen Fonds hafteten.

Unterdeß der Plan, Mademoiselle von Penthievre zu heirathen, war ihm gelungen, was dem Hofe und der Stadt einmüthig zu der Bemerkung Gelegenheit gab, daß, so wie alle Tugenden in dieser Prinzeßin vereinigt wären, alle Laster und Thorheiten in dem Kopf und Herzen ihres Gemahls Platz hätten. Selbst an der Seite dieser eben so tugendhaften als schönen Prinzeßin, setzte er seine schändliche Lebensart fort; noch immer trieb er sich in den berüchtigsten Häusern der Hauptstadt umher und gab dort soupers fines. Die Freuden der Ehe hatten für ihn keinen Reiz; seine Freude waren schmutzige Orgien. Neben seinem Pallast hatte er einen Tempel der Wollust eingerichtet, wo seine Hofleute die schamlosesten Szenen aller möglichen Art verübten; diesem schändlichen Ort gab er den Namen: les folies de Chartres. Hieher wurden mit verbundenen Augen die tollsten H . ren, manchmal bis auf hundert und funfzig Stück zusammen getrieben. Man gab ihnen ein

glänzendes Gastmahl, das sie bei völliger Nackt- heit einnehmen mußten, und wenn dann end- lich feurige Weine, Liqueurs und die üppigsten Speisen diese Kreaturen zu Bachantinnen des Alterthums gemacht hatten, fielen sie sinnlos und in wilder Unordnung den Lakayen des Herzogs von Orleans, ihm selber und der ganzen hoch- werthen Gesellschaft in die Arme. Im Som- mer belebte die Wärme des Tages diese Ba- chanalien; im Winter ein übermäßiges Feuer, was in dem Saale dieser Festins unterhalten wurde.

Diese Orgien mußte der Herzog sich 1784 in einem Pamphlet vom Herrn von V . . . öffentlich vorwerfen lassen, der sich selber anklag- te, sich leider nur zu oft dabei entehrt zu haben. „Eines Tages, sagte er, fand ich mich bei ei- „ner der parties fines des Herzogs von Char- „tres. Wir waren alle völlig entkleidet, nach „dem Beispiele unseres Wirths; aber das hin- „derte nicht, ein förmliches Gastmahl einzuneh- „men. Als es geendigt war, gab der Prinz

„ein Zeichen, daß jeder sich nun nach Belieben „amüsiren könne. Sogleich wurden Tabou„rets, Polsterstühle, Bergeren, Sophas und „Ottomanen eingenommen, während Ihro „Hoheit in die Länge und Breite umher spa„zierte und jämmerlich darüber seufzte, die ar„me Menschheit so schwach zu finden.“

Wenn der Herzog von Chartres jemandem einen ganz besondern Beweis seiner Freundschaft geben wollte, so veranstaltete er ihm zu Ehren Feste dieser Art und Natur. Es war ihm gleich, Männer oder Weiber, alle lud er dazu ein. Die berühmtesten Freudenmädchen, Mademoiselle Michelot, Mademoiselle Düthe' fanden bei dem Ton und den gräulichen Dingen, die sie hier bei diesen ganz unerhörten Schauspielen vorgehen sahen, daß sie noch völlig Neulinge waren. Manchmal stellte der Prinz seiner selbst willen solch ein Fest an und gieng unter dem Beistand eines Gottes, den zu nennen die gute Gesellschaft verbietet, Wetten mit den berüchtigsten Libertins ein. In der fürch-

terlichsten Stellung empfieng der Prinz unter scherzhaften Einfällen die Wünsche und Opfer der Gefährten seiner Orgien.

Er dachte bald darauf, diese Orgien zu vervielfältigen, und zu diesem Zweck rief er das Kunstgenie und die Phantasie der geschicktesten Mechaniker zu Hülfe. In eines der Zimmer des Palais royal, die zu seinem Genusse bestimmt waren, ließ er nackte volle Figuren und Reliefs anbringen, die er alle mögliche Spiele der Wollust in aller erdenkbaren Mannigfaltigkeit vornehmen lassen konnte; durch unsichtbare Maschinen, die seinem Winke zu Gebote standen, entflammte er die Sinne der Umstehenden.

Uebrigens kümmerte es ihn sehr wenig, ob das Publikum von den eben erzählten Anekdoten Kunde bekam oder nicht. Er wettete einmal zu Versailles, daß er ganz entkleidet nach dem Palais royal zurück gallopiren wolle. Seine lustigen Gefährten waren die ersten, die über solch eine enorme Ausgelassenheit errötheten;

sie beschworen ihn die Partie damit anzufangen, daß er den Ritt wenigstens nicht von Versailles, sondern von seinen Ställen an beginnen mögte. Andere seiner Gefährten, die die Wette mithielten, schwuren, daß er selbst nicht einmal von seinen Ställen ausreiten würde. Aber der Herzog — gewann seine Wette.

Von ihm schreibt sich der Ton und die Mode unserer jungen Herren her, hübsche Jokeys zu halten, die sie aus dem Hefen der Volksklasse von Paris wählen, um sie zu mißbrauchen und zu Dienern ihrer schändlichen Lust zu machen. Er führte zuerst jene verrufenen Verbindungen unter ausschweifenden jungen Leuten ein, die zusammen kommen, um gemeinschaftlich auf neue Gattungen von Schändlichkeiten zu raffiniren. Da er sich auf diese Weise zum Haupt und Gefährten aller Arten von schlechten Subjekten gemacht hatte, so gab er sich mit seinem ganzen Innersten blos; und daher verbreiteten diese das Gerücht, daß sein Geiz selbst von den berühmtesten öffentlichen Per-

sonen Vortheil ziehe. Sie beschuldigten ihn, von den Depensen, die der Graf Artois für Mademoiselle Duthe' mache, einen Theil an sich gezogen zu haben; sie erklärten, daß er auf gleiche Weise die Summen zu seinem Vortheil benutze, die der Prinz von Soubise an die berüchtigtigte Michelon verschwende, und daß er Freundschaftsbündnisse mit jungen unerfahrnen Leuten von Stande schlösse, und sie zu seinen parties fines zöge, um sie zu ruiniren.

Durch die berüchtigte, einträgliche Spekulation mit dem Palais royal brachte er die ganze Hauptstadt wider sich auf. Der Garten desselben war mit schönen Häusern umringt, die ihren Werth hauptsächlich der Aussicht und der Bequemlichkeit verdankten, daß man von ihnen in diesen Garten hineinkommen konnte. Der Herzog von Chartres aber suchte diese Aussichten dadurch zu versperren, daß er Gebäude umher aufführte, welche nun den Vortheil der guten Aussicht an sich zogen; er legte — ein großes Unternehmen — die

Gallerien des Palais royal an, und verbauete dadurch die umstehenden Häuser gänzlich. Die Eigenthümer derselben traten zusammen und führten gegen ihn einen Prozeß, den er aber, trotz alles lauten Murrens des Volks und aller Beschwerde von ganz Frankreich, das über eine solche Habsucht eines Prinzen vom Hause auf das Aeusserste empört war, gewann. Selbst sein eigener Vater machte ihm darüber Vorwürfe und sagte einst zu ihm: „Daß es von „einem Prinzen, der den ersten Rang nach „dem Könige habe, auffallend sey, ihn sich mit „Dingen abgeben zu sehen, die seiner hohen „Geburt so wenig anständig wären.“ — Allein was machte sich der Herzog von Chartres daraus! Ein Thaler Gewinnst ist mir lieber, sagte er, als die Achtung des Publikums. Es war allgemeine Sage, daß er den Plan gehabt habe, aus seinen Häusern einen Wohnort der tiefsten Unsittlichkeit zu machen und darin einen Mittelpunkt für alles zu bilden, was die Hauptstadt Unreines und Lasterhaftes aufzu-

weisen habe. Auch wurden hier Häuser unter seinen Augen etablirt, die allen möglichen Gattungen der niedrigsten Ausschweifung gewidmet waren, und die blos das Lokale vor den Nachstellungen des Gesetzes schützte. Es währte nicht lange, so war dieser Hauptort der Unsittlichkeit mit Allem angefüllt, was nur irgend zu den Vergnügungen eines bequemen, üppigen und mäßigen Lebens gerechnet werden mag; in einem und demselben Bezirk fand man allerhand schlechtes Gesindel, Spiel, schlechte Oerter, Lyceen, literarische Kabinets und alle Arten von Divertissements. Für die Geschichte unserer Sittenlosigkeit darf folgende Anekdote nicht verlohren gehen:

Bekanntlich war das Jahr 1789 die Epoche der Revolution, wo in diesem berüchtigten Palais der revolutionaire Fanatismus sich am ausgelassensten bezeigte. Man hatte das Publikum eingeladen, zwei Wilde hier zu sehen, die so eben in der Hauptstadt angekommen seyn sollten. Aber es war weiter nichts, als ein

haarigter Mann, der in einer zu Paris verfertigten Hängematte lag und mit der schändlichsten Frechheit in Gegenwart der Zuschauer Handlungen begieng, die zu nennen man erröthen muß.

Der Herzog von Chartres war von einer ansehnlichen Figur. Er liebte starke körperliche Uebungen und die gewagtesten Ritte. Als er im Jahr 1778 durch Nieder-Bretagne reiste, befuhr er die Bergwerke bis zu 500 Fuß Tiefe. Einige Jahre nachher stieg er in einen Luftballon 500 Toisen in die Höhe, und war selbst Willens mit einen Aeronauten eine Luftreise zu machen. Uebrigens war er ein Liebhaber der schönen und mechanischen Künste. In einem seiner Kabinets hatte er Maschinen und Modelle von allen Handwerken in Miniatur, und besaß auch die von den Manufakturen in Lyon. Große Unternehmungen von Bauten mogte er gern leiten. Er hatte das wirklich große und erhabene Projekt, alle Häuser der Cite' von Paris niederzureissen und sie

nach einem neuen Plane wieder aufzubauen. Er führte den Gebrauch ein, Renner von London zu holen, um sich das Ansehen eines guten Reuters und Pferdekenners zu geben; auch brachte er die Wettrennen in Paris auf. Er hatte es sogar dahin gebracht, die Königin in dieses Interesse zu ziehen, so daß sie an diesen Wettläufen selber in Person Theil nahm und selbige leitete, bis der König, dem das Alles sehr mißfällig war, dieselben untersagte. Aber Marie Antoinette, die statt die Gebräuche des Hofes zu veredlen, sie vielmehr erniedrigte, parodirte jene Wettrennen und stellte mehrere mit Eseln an, bei welchen einem sie sich durch einen Fall, von dem weiter unten gesprochen werden soll, auszeichnete.

In der Person seiner Gemahlin vereinigten sich alle Tugenden, zum Gegensatz der Laster des Herzogs. In der Schule des tugendhaften Herzogs von Penthievre erzogen, hatte sie sich die Feinheit der Empfindung, die Annehmlichkeit im Umgange, die Klugheit und

Bescheidenheit dieses Prinzen zu eigen gemacht. Mit vieler Standhaftigkeit ertrug sie die Untreue und die Ausschweifungen ihres Mannes, und hörte darum dennoch nicht auf, ihn zu lieben und es ihm bis zu jenem Augenblick zu sagen, wo er auf den höchsten Grad revolutionairer Tollheit gekommen war und sich unter die Mörder und Räuberhorden gemischt hatte, mit welchen er endlich gemeinschaftlich auf das Schaffot kam. Sie beobachtete ohne Murren das schandbare Leben dieses Prinzen mit der Frau von Buff... und begnügte sich, ihm darüber nur bisweilen ruhige und gemäßigte Vorstellungen zu machen. Nur gegen die Frau von Sillery konnte sie nicht gleiches Wohlwollen behalten. Sobald diese Frau, welcher vom Prinzen die Erziehung ihrer Kinder anvertraut worden war, ihre revolutionaire Meinung hatte laut werden lassen; sobald man im Hause Panthievre von ihren Grundsätzen, in Betreff der ersten Constitution, des Hofes und der vornehmsten Häupter der Revolution Gewißheit

hatte; und als der Herzog von Orleans erklärt hatte, daß er die Erziehung seiner Kinder in den Händen dieser Person lassen würde, von deren verderblichen Grundsätzen, in Rücksicht auf die alte Ordnung der Dinge in Frankreich seine Gemahlin auf das vollkommenste überzeugt war: da trat sie aus ihrem Charakter heraus, entzog ihr gänzlich ihr Wohlwollen, und ließ sich über sie in sehr heftigen Ausdrük-ken heraus. Die Frau von Büff..., sagte sie, welche ihren Mann so offenbar liebe, sey ihr nicht gleichgültig; aber wegen dieser Frau, die die Prinzen in jakobinischen Grundsätzen erzog, machte sie ihrem Manne die lebhaftesten Vorstellungen und machte ihn auf die Gefahren aufmerksam, die nothwendig daraus entspringen müßten. Aber Frau von Sillery schrieb dafür an den Herzog von Orleans, daß er der geduldigste Ehemann seyn müsse, den es in der Welt geben könne.

Der Prinz Conde'.

Man weiß, das das Haus Orleans sich dem Despotismus des Hofes zu widersetzen, überall sich das Ansehen gab.

Das Haus Conde' aber, das sich blindlings allen Akten der Gewalt fügte, entwickelte einen ganz entgegengesetzten Charakter. Ohnerachtet die Franzosen schon sehr geneigt waren, den Geist der Widersetzlichkeit der Orleans zu begünstigen, so war ich demungeachtet Zeuge von der großen Achtung, die man dem Prinzen von Conde' mehr als dem Herzoge von Chartres erzeigte.

Ehemals unter der alten Regierung gewährten wir nur solchen Großen unsere Achtung, welche darauf eifersüchtig waren, sie zu verdienen, und versagten sie Prinzen, denen es an Großmuth in ihren Handlungen und an Rechtlichkeit in ihrem Benehmen gegen Jedermann gebrach. Je größer diese Herren waren,

desto mehr Würde setzte man bei ihnen voraus. Unter der Monarchie waren wir Republikaner, aus eben dem Grunde, aus welchem uns in der Republik das Heer der Banditen genöthigt hat, die gute Sitte der alten Zeit in unser Gedächtniß zurück zu rufen. Sehr natürlich verweigerten wir einem Herzog von Chartres unsere Achtung und er konnte wohl nichts anders, als der Gegenstand unserer allgemeinen Verwünschung bleiben.

Der Plan des Prinzen von Conde' war, wie sein ganzes Betragen, von ganz entgegengesetzter Art; er stimmte ganz mit seiner Geburt überein, und also ließ sich vernünftiger Weise dawider nichts haben, daß der Prinz das wirklich war, wozu ihn die Geburt bestimmt hatte, eine Stütze des königlichen Ansehens. Er besaß auch Popularität, aber nicht von der rohen und gemeinen Art. Er hatte sich eine Gesellschaft von Gelehrten und guten Köpfen gebildet, mit welchen er, so wie überhaupt mit Männern von vorzüglichem Ver-

dienste, am liebsten umgieng. Männer, wie der Graf de la Touraille, Champfort, Grouvelle, Desormeaux, Valmont, de Bomare, Saint-Alphonse ꝛc. fanden sich in dem Palais Bourbon zusammen und speißten gewöhnlich alle Woche einmal beim Prinzen. Dadurch ward dieses Palais und Chantilly der Wohnplatz reiner Vergnügungen und nützlicher und angenehmer Künste. Diese periodischen Zusammenkünfte zogen dem Prinzen Conde' die größte Hochachtung zu. Die genannten Gelehrten waren nichts weniger als Anhänger einer politischen Faktion, noch gieng ihre Philosophie auf die Zerstörung der alten Nationalverfassung aus. Mein Freund, der viel zu wenig gekannte und von den Tyrannen im Jahre 2 (den 8ten Thermidor) hingeopferte Latouraille, war ein witziger und geistreicher Kopf, ein Freund von Voltaire, als Dichter zwar von keiner großen Bedeutung, aber von vortreflichen und angenehmen Naturanlagen. Chamfort kennt Jedermann. — Grouvelle

brachte hohe Anständigkeit und zarten Sinn in diese Gesellschaft. — Der gelehrte und mahlerische Desormeaux, der von allen, die ich gekannt habe, die mehreste gelehrte Kenntniß von den letzten fünf Jahrhunderten der Monarchie besaß; — Valmont de Bomare, der drei Generationen hindurch die Naturgeschichte gelehrt hatte: alle diese Leute machten diese Gesellschaften höchst interessant. Valmont hatte auf Kosten des Prinzen zu Chantilly eins der schönsten Kabinette von Naturalien, die man in der Welt sehen kann, angelegt. Die Litteratur, die Physik und die Geschichte zogen ihren Vortheil von der Würde und dem Reichthum dieses Prinzen.

Schon von seinen frühern Jahren her hatte sich der Prinz Conde' einen Namen im siebenjährigen Kriege gemacht. Man kannte von ihm Züge des ausgezeichneten Muths, den er in der Schlacht bei Hastenbeck bewiesen hatte. So erzählt man von ihm, daß, als man ihn einmal flehentlich gebeten, nur zehn Schritte

auf die linke Seite zu gehen, damit er nicht von einer Batterie getroffen würde, die an seiner Seite fürchterliche Verwüstungen anrichtete, er dem Herrn von Touraille geantwortet habe: „Dergleichen Vorsichtsmaßregeln finde „ich nicht in der Geschichte des großen Condé' „aufgezeichnet."

Nicht lange darnach zeichnete er sich in der Schlacht bei Minden, im Jahre 1759 an der Spitze seines Reservekorps dadurch aus, daß er auf einem freien Platze, der mit den Leichnamen der Offiziere von der Gendarmerie und der Karabiniers übersäet war, auf den Feind einen muthigen Angriff machte und sich in seiner Stellung behauptete. Noch mehr entwickelten sich seine Talente, als er allein ein besonderes Korps kommandirte, mit welchem er über den Herzog von Braunschweig mehrere Vortheile erfocht. Zur Belohnung dieser Bravour schenkte ihm Ludwig der 15te die Kanonen, die er dem Feinde abgenommen hatte. Als der Herzog von Braunschweig ihn

einmal zu Chantilly besuchte und diese Kanonen, die Prinz Conde' aus Schonung hatte bei Seite stellen lassen, nicht vorfand, sagte er: „Sie haben mich zweimal überwinden wollen, „einmal im Kriege durch Ihre Waffen, und „im Frieden durch Ihre Bescheidenheit.“ — Aber am mehresten berühmt machte ihn die Affaire bei Johannesberg, wo er ganz allein mit einem sehr geringen Reservekorps den Sieg über den Prinz Ferdinand von Braunschweig davon trug. Mitten unter feindlichen Flintenkugeln hielt er Kriegsrath, und behauptete unerschüttert das Schlachtfeld. *)

Allein dies war damals, als sich der Prinz Conde' noch in dem Alter militairischer Thätigkeit befand. In den fünf und zwanzig Jahren, die er seitdem reichlich im Genusse der

*) Diese Anekdote aus der Kriegsgeschichte des Prinzen Conde', habe ich von seinem Freunde, dem Graf Touraille, der sie mir aus seinem Gefängniß zu Luxemburg nach Genf geschickt hat. (den 3 Thermidor des Jahres 2.)

Wollüste und unter Hofintriguen verlebte, nahmen seine Sitten freilich einen ganz andern Charakter an, und in der Geschichte wird dieser Prinz nur immer als der unterste Kapitain aus dem Hause Bourbon erscheinen. Man kann ihn also für nichts weiter als einen Hofmann halten, der in seinen Hofintriguen eben so wenig, als in seinen abentheuerlichen Ritterzügen gegen das revoltirte Frankreich glücklich war; denn seit 1792 irrt er mit seinem unbedeutenden Korps bald hier bald dort umher. *) Welch ein Unterschied zwischen einem der Generale, die an der Spitze unserer Armeen Frankreich zur Ruhe bringen helfen, und zwischen diesem Bourbonischen Prinzen, der jeden Tag die letzten Ueberreste von den Truppen der Monarchie aufreiben läßt!

*) Der Verfasser schrieb vor einigen Jahren.

Der Prinz Conty.

Der Prinz Conty, der seine Laufbahn beendigt hat, verdient doch auch einen Platz in diesen Denkwürdigkeiten. Begünstigt von der Frau von Chateauroux, die ihn auf den polnischen Thron erheben wollte; Herr von der geheimen Korrespondenz des verstorbenen Königs, dessen Porte-feuille er dem Grafen Broglio ließ; gehaßt von der Frau von Pompadour, die seinen festen Sinn nicht hatte beugen und ihn zu einer Kreatur ihres Hofes machen können — war er, an der Spitze der alten Parlamenter, stets gegen die Edikte des Hofes im Aufstande. Von Gelehrten, denen er schmeichelte, und wovon er einige sogar besoldete, ließ er sich historische Bemerkungen über die Rechte der Nation gegen die militairische Gewalt der Könige aufsetzen; man kann

denken, wieviel Reiz und Anmuth sowohl, als Ansehen und Gewicht sie dadurch mehr erhielten, daß sie aus seinem eigenen Munde zu kommen schienen. — Wegen seiner entschiedenen Parthei, die er bei dem Ausbruch der Streitigkeiten für das Parlament nahm, fiel er in Ungnade und mußte seine letzten Tage zu Isle-Adam verleben, wo er aber Trotz alle dem, noch immer Jugendkraft blicken ließ, sobald es darauf ankam, der höchsten Gewalt Hinderniß in den Weg zu stellen. Als er sein Ende herannahen sahe, ließ er sich einen bleyernen Sarg machen und legte sich öfters hinein, und in dieser engen Behausung scherzte er über sein bevorstehendes Schicksal, dem er mit Ruhe und Gleichmuth entgegen gieng. Um seine Tage mit dem Studium der Astronomie zu beschließen, ließ er sich von Cassini Unterricht darin geben. Der Geistliche aus der Commanderie des Tempels wollte ihn bewegen, das Sakrament zu nehmen, und erbot sich,

ihm die Beichte so leicht zu machen, daß er, um zu bejahen oder zu verneinen, nur mit den Kopfe zu nicken nöthig haben solle; allein er starb 1776 als ungläubiger Philosoph auf seinem Leibstuhl.

Der Herzog von Panthievre.

Der Letzte vom Stamme der legitimirten Prinzen, der unter Ludwig dem 14ten und während der Regentschaft des Herzogs von Orleans so viel Intriguen gegen die rechtmäßigen Prinzen angesponnen und durchgeführt hatte, war von einem ganz entgegen gesetzten Charakter. Er war schwach, von feiner Sitte, furchtsam, und vereinigte in seiner Person alle sanften und friedlichen Eigenschaften. Er brachte sein Leben unter Andachtsübungen hin und einen Theil seiner ansehnlichen Einkünfte verwendete er zu frommen Stiftungen, die er sorgfältig geheim hielt, und wovon also der geringste Theil bekannt geworden ist. Statt dem königlichen Ansehen entgegen zu seyn, oder selbst nur den Partheyen, die sich in Frankreich zu Gunsten der Freiheit hervorthaten, wandte er vielmehr sein Mögliches an, sie zu

besänftigen. Nachdem er das traurige Ende seiner Schwiegertochter der Prinzeßin Lamballe und die Hinrichtung Ludwigs des 16ten erlebt hatte, für den er große Ehrfurcht hegte, starb er allmählig vor Gram auf einem seiner Güter, auf welchen er angebetet wurde.

Marie Antoinette.

Marie Antoinette mußte seit ihrem ersten Eintritt in Frankreich Widersprüche erfahren, die Frauen nicht leicht zu vergessen pflegen. Von Kindheit an der Regeln des Wohlstandes gewohnt, wußte sie zwar ihre bittere Empfindung darüber zu verbergen, aber diese zwangvolle Lage gab ihren Charakter nach und nach ein Gepräge von Falschheit und Verstellung.

Maria Theresia kannte den Hof zu Versailles sehr gut; dennoch begieng sie den Fehler, auf dem diplomatischen Wege durch ihren Gesandten Mercy zu verlangen, daß ihre Verwandtin, die Prinzeßin von Lothringen und der Prinz Lambesc, bei den Vermählungsfeierlichkeiten ihrer Tochter mit dem Dauphin den Rang nach den Prinzen von Geblüt haben sollten. Ludwig der 15te, um der Dauphine die es wünschte, und der Maria Theresia, welche darauf drang, sich gefällig zu bezeugen,

glaubte daraus eine Staatsangelegenheit machen zu müssen. Er wußte, wie eifersüchtig die Großen am Hofe auf ihre hergebrachten Rechte waren und forderte sie auf, daß sie aus Pflicht der Unterwerfung, und Anhänglichkeit, die er von ihnen nicht minder wie seine Vorfahren zu fordern habe, in diesem Falle kein Hinderniß in den Weg legen mögten. Er bezeugte sein Verlangen, sich der Kaiserin für das Geschenk, was sie an Frankreich durch ihre Tochter gemacht, erkenntlich zu zeigen, und um von den Großen des Reichs ihre Einstimmung zu erhalten, ließ er sogar sich bis zur Sprache vertraulicher Freundschaft herab.

Allein die Großen waren seit einigen Jahren gegen Ludwig 15 nicht mehr so nachgiebig, und der König hatte den Widerstand nicht berechnet, den ihm die Herzöge bei dieser unerhörten Zumuthung entgegen setzen würden. Gerade die Damen vom Hofe, von welchen er am meisten Nachgiebigkeit erwartet hatte, waren die, welche sich stolz und hartnäckig

gegen ihn bewiesen. Sie setzten seinem förmlichen Verlangen, die Prinzeßin von Lothringen unmittelbar nach den Prinzeßinnen von Hause tanzen zu lassen, den unüberwindlichsten Widerstand entgegen. Sie trieben es so weit, daß sie sich lieber vom Ball ausschließen, als ihr Recht nehmen lassen wollten, nach ihrem Range zu tanzen. Besonders zeichnete sich die Herzogin von Bouillon unter allen diesen Damen am mehresten durch ihre entschlossene Weigerung und die lauten Bemerkungen aus, die sie sich erlaubte, und worüber der König so aufgebracht war, daß sie seitdem nicht mehr am Hofe erschien. Die Dauphine nahm dies alles sehr ernsthaft; sie verschafte sich eine Kopie von dem Briefe Ludwigs des 15ten, den er bei dieser Gelegenheit an die Pairs des Reichs geschrieben hatte, verschloß sie in einem Kasten und schrieb darauf: Ich werde daran denken. Damit indeß dies Fest nicht ganz gestört wurde, ließ sich die Prinzeßin v. Lothringen gefallen, zugleich mit der Herzogin

D'ras zu tanzen, die ihrer Stelle wegen am Hofe bleiben mußte.

Die Dauphine, die als Erzherzogin in den Grundsätzen erzogen war, das kaiserliche Haus sey das erste in der Welt, konnte es nicht verschmerzen, daß bloße Herzoginnen ihrer Familie den Rang nach den französischen Prinzen hatten streitig machen wollen. Frau von Noailles mogte ihr noch so kurz und lakonisch vorstellen, daß die Etikette am französischen Hofe strenge und unerbittlich wäre; die Dauphine fand sie lächerlich, und bewies bei jeder Gelegenheit, wie sehr sie entschlossen sey, alle Damen, die solche Ansprüche zu machen hatten, aus ihrem Hause zu entfernen. Nie konnte sie diesen Tag vergessen. Seitdem erlaubte sie sich nicht selten, beissende Spöttereyen gegen den französischen Adel, besonders gegen den Hofadel und sagte überlaut, dieser verdanke seinen Ursprung der Gunst und der Intrigue, und gerade der Adel, der in der Provinz, wie sie sich ausdrückte, vegetire, mache

den ächten und wahren französischen Adel aus. Es konnte nicht fehlen, daß solche Reden sie um die Achtung vieler Hofleute bringen mußten.

Die vier ersten Jahre, welche Marie Antoinette in Frankreich zubrachte, waren die einzigen glücklichen ihres Lebens. Sie hatte eine schöne Figur, eine blendend weiße Haut, lebhafte Farbe, regelmäßige Züge und ihr Wuchs hatte viel Zartheit und Feinheit. Aber ihre Augen, wiewohl sie sehr schön und angenehm waren, hatten den Familienfehler, leicht von Flüssen angegriffen zu werden. Dabei war sie von sehr einschmeichelndem Wesen, von heiterer Laune und gefälligem Sinn. Ihre Mutter hatte sie sehr genau von Allem unterrichtet, was sie zu thun hatte, um sie bei Hofe beliebt zu machen, wenn sie nur ihren Lehren hätte folgen wollen. Die Kanzeln, die Akademien, die glänzendsten Gesellschaften, die Journale, die Musenalmanachs erschöpften sich in Lobeserhebungen. Damals hatte die Schmeicheley

noch die anmuthsvolle Form und den Ton aus den schönen Zeiten Ludwigs des Vierzehnten.

Marie Antoinette war von ihrer Mutter zu einer Königin von Frankreich erzogen worden. Schon in Wien hatte sie unsere Moden, unsern Ton und unser Ceremoniel kennen gelernt; aber kaum war sie in Versailles angelangt, als sie sich von allem frei machte, was ihr dort zu lästig schien. Sie gieng zu Fuß, ohne ihren Kammerherrn und blos von einigen Hofdamen begleitet. Sie bat ihre Schwäger und Schwägerinnen zum Essen bei sich ein und gieng zu ihnen, ohne sich an Regeln der Etikette zu kehren. Sie zeigte sich gutherzig, menschenfreundlich, mitleidig und wußte oft viel Delikatesse in ihre wohlthätigen Handlungen zu legen. Als auf der königlichen Jagd ein angeschossener Hirsch mit seinem Geweih einen armen Bauer verwundete, eilte sie zu seiner Hülfe herbei, nahm die Frau des Unglücklichen in ihren Wagen, bewieß ihr die

heftigste Theilnahme und setzte ihr eine Pension aus.

Die Königin liebte die Musik und schätzte die Tonkünstler. Sie verstand Latein, Deutsch, Italienisch und lernte auch unsere Sprache sehr bald. Der Prinz Ludwig, nachheriger Kardinal Rohan, schickte während seines Gesandschaftspostens in Wien, ein sehr wenig schmeichelndes Charaktergemählde von Marie Antoinette nach Frankreich; aber das Original des Briefes ward dechiffrirt und der Königin vorgelegt. Nie konnte sie ihm diesen Streich vergeben.

Es konnte nicht fehlen, die Dauphine mußte bei einem solchen Charakter in Frankreich viel erleiden. Kaum war sie angekommen, so mußte sie ihrem Geschmack und ihren Neigungen Gewalt anthun. Die Kaiserin Mutter hatte ihr den Herzog von Choiseul als den Urheber und Vermittler ihrer Heirath, auf das angelegentlichste empfohlen; aber wenige Monathe nach ihrer Vermählung erlebte

sie die Kränkung, Zeuge von einem Falle dieses Ministers seyn zu müssen, den ihm die anti-östreichische Parthey Richelieus und der Dubarry bereitete, und mußte dafür das Haupt der Gegenparthey, den Herzog von Aiguillon, zum Prinzipalminister erheben sehen. Ja was noch mehr ist, sie ward genöthigt, dem Lit de justice mit beizuwohnen, das Ludwig 15 zu Versailles hielt, woselbst er ihr einen erhöheten Platz anweisen ließ, um von hier aus dem Triumpfe der anti-östreichischen Parthey ganz nahe beobachten zu können. Man konnte ihr den innern Aerger, den sie darüber empfand, deutlich ansehen. Sie war Zeuge aller Arten von Demüthigungen, welche den Gerichtshöfen wiederfuhren, auf welche Choiseul hauptsächlich seine Macht gestützt hatte, Zeuge von der gänzlichen Auflösung eines Tribunals, das den Herzog Aiguillon beinahe auf das Schafott gebracht und ihm das Schicksal des Generals Lally hatte bereiten wollen. Gegen alle diese schrecklichen Beleidigungen durfte sie nichts sa-

gen, mußte stillschweigend einer Katastrophe zusehen, welche die Grundpfeiler der östreichischen Faktion am französischen Hofe umzustürzen drohete, und wodurch sie nunmehr an einem Hofe isolirt und ganz auf sich selbst beschränkt wurde, an einem Hofe, wo eine Dubarry, die hauptsächlich den Herzog gestürzt hatte, die Alleinherrschaft führte.

Sie durfte ihre Empfindung um so weniger laut werden lassen, da man ihr zu verstehen gab, daß der Herzog von Choiseul allein ihrer Ankunft in Frankreich seine Ungnade zu verdanken habe, und da man den alten Regenten unaufhörlich mit der Vorstellung quälte, Choiseul, der schon den Dauphin vergiftet, lege es heimlich darauf an, auch sein Leben zu verkürzen, um einem jungen unerfahrnen Könige den Weg auf den Thron zu bahnen, mit dem er gänzlich machen könne was er wolle und um unter dem mächtigen Einflusse Oestreichs eine Art von Interregnum einzuführen. „Der „König, sagte man der Dauphine vor, hat

„den Herzog Choiseul blos darum aufgeopfert,
„um seine Tage ruhig in den Armen der Du-
„barry zu beschließen, deren höchstes Interesse
„es ist, auf ihre eigene Erhaltung bedacht zu
„seyn, und sich eben darum von einem gefähr-
„lichen Minister zu befreien, der einmal in
„dem Rufe steht, Alles am französischen Hofe
„zu vermögen, und dem es ein leichtes sey,
„ihn zu Gunsten der Kaiserin und seiner eige-
„nen Ehrsucht zu lenken."

Im Grunde hatte man ihr diese mißliche Lage schon vor ihrer Abreise in Wien vorher gesagt. Sie hätte also wohl, ihren Instruktionen gemäß, alles Mögliche thun sollen, um dem Unglück vorzubeugen. Allein es fehlte ihr sowohl an dem erforderlichen Talent, als an Charakter, um sich vor den fein ausgesonnenen Intriguen der Richelieus in Sicherheit zu stellen, ohnerachtet Choiseul ihr bereits damals, als er sie eingeholt hatte, eine Uebersicht von der ganzen Lage des Hofes gegeben hatte. Jedoch war sie fein genug, um bei ihrer An-

kunst die Madame Dubarry unendlich schön und interessant zu finden. —— „Was sind „denn die Funktionen der Madame „Dubarry am Hofe?“ fragte sie, als wenn sie nicht das geringste davon wüßte, die Frau von Noailles, die den Auftrag hatte, sie mit dem Ton und den Verhältnissen am Hofe bekannt zu machen. — „Um dem Könige zu „gefallen, und ihn zu amüsiren“ war die Antwort. Wenn das ist, sagte die Dauphine, so soll sie an mir eine Rivalin haben. Diese Worte verbreiteten sich am ganzen Hofe, aber ohne daß es Jemandem eingefallen wäre, sie für einen Ausbruch eines offenen Gemüths zu nehmen. Unglücklicherweise währte dieser scherzhafte Ton nicht lange. Von der einen Seite fühlte der Wiener Hof, welcher empfindliche Streich durch Choiseuls Exil den Planen seiner Faktion versetzt war, und welchen entscheidenden Einfluß dies auf eine Allianz mit Versailles haben müsse. Von der andern vermogte Marie Antoinette den Ton,

welchen die Favorite des Königs bei Hofe über sie annahm, nicht zu ertragen. Alle Hoffeste schienen allein der Dubarry wegen veranstaltet und die Dauphine fand sich nirgend an ihrem Ort und war genöthigt, sich überall den empfindlichsten Zwang anzuthun. Das konnte sie einer Maitresse nicht vergeben. Der erste Akt ihrer Autorität und ihres Einflusses gleich an denselben Tage, da ihr Gemahl zur Regierung kam, war, daß sie die Dubarry in ein Kloster sperrte.

Hellsehende Köpfe, die die mißliche Lage der Königin übersahen, erblickten zum voraus in dem Verhältnisse beider Faktionen gegen einander das künftige Schicksal Frankreichs. Eben dasselbe sahe der Aberglaube prophetisch vorher. Als die Dauphine zum erstenmal in den Hof des Schlosses zu Versailles kam und den Fuß in den Marmorhof setzte, geschahe plötzlich ein heftiger Donnerschlag, daß das ganze Schloß davon erbebte. „Nach der Meinung von Leuten unsers Alters, sagte Ri-

chelieu, hat das etwas Schlimmes zu bedeuten; und er hatte wohl Recht. Der Haß der Oppositionsparthey am Hofe während der ganzen Regierung Ludwigs des 16ten, so wie die Furien der Revolution, waren hauptsächlich gegen Marien Antoinetten gekehrt. Man studire diese Memoires mit Aufmerksamkeit, und man wird finden, daß die Zwistigkeiten zwischen der französischen Parthey Aiguillons und der östreichischen Choiseuls die hauptsächlichsten Quellen davon waren.

Die Dubarry war von blendender Schönheit, und ihr Ansehen war unbegrenzt. Stets umgab sie ein glänzender Hof und um ihretwillen wurden alle Feste gefeiert. Wie viel Stoff für die täglich wachsende Eifersucht der Dauphine, die obendrein noch auf Verlangen ihres Gemahls diese demüthigende Verdunkelung ihrer Person ertragen mußte. Jeder Kurier von Wien brachte ihr Ermahnungsschreiben von ihrer Mutter, sich vor der Hand in ihre Lage zu fügen; dennoch aber verschlug

das sehr wenig. Niemand half dazu mehr, als der Vater der Lügen und der Verstellung, der Abbe' Vermont, der ihr bald dies bald jenes einredete und sie in ihrer Empfindung bestärkte. War es ein Wunder, daß endlich, um dieser Peinlichkeit ein Ende zu machen, ihre verhaltene Empfindung laut ausbrechen mußte?

Der Dauphin empfand nicht weniger Verdruß über seine Zurücksetzung von Seiten des Königs, der ihn schlechterdings von allen Geschäften ausschloß und ihn als einen völlig unbedeutenden Menschen behandelte. Der grenzenlose Stolz einer Dubarry und ihre Vergeudung des Staatsvermögens machte ihm den tiefsten Kummer. Diese Frau gieng in ihren übermüthigen Ansprüchen so weit, daß sie sich vom Könige Toiletten von massivem Golde, und Landgüter in dem allerneuesten Geschmack eingerichtet, schenken ließ, während der Dauphin nicht ein einziges besaß.

Gehaßt hinwiederum von der Favorite, führte der Dauphin mit seiner Gemahlin, bei allen diesen drückenden Umständen, ein zwar eingezogenes aber um so glücklicheres und mustерhafteres Leben in seinem Hause. Jedes suchte dem Andern sich auf alle Weise gefällig zu bezeugen. Von jetzt fieng die Dauphine an, sich ihrem Gemahl fester zu verbinden. Sie kam nicht von seiner Seite; sie suchte sein Inneres zu erforschen und ihm seine schwachen Seiten abzugewinnen, um, nach der Vorschrift ihrer Mutter, sich aller der Gewalt über ihn zu bedienen, welche Geschlecht und Schönheit ihr gaben. Schon frühzeitig von dem Bestreben erfüllt, dereinst in seinem Namen zu regieren, lies sie eine Liebkosung, ein Bonmot, eine zärtliche Empfindung zu rechter Zeit angebracht, das Mittel werden, diesen jungen Fürsten in ihre Gewalt zu bekommen. Mit wohlberechneter Oekonomie wußte sie ihm Gunstbezeugungen zu seiner Zeit zu entziehen oder zu gewähren, und dadurch kam sie ihrem Zwecke, sich

seiner zu versichern, immer näher. Auch hat man gesehen, wie sehr sie der König noch in seinen letzten Jahren fürchtete, ihr gehorchte und sie liebte.

Aber weder der Verstand noch der Charakter der Königin reichten hin, um ohne Nachtheil für sie selbst die politischen Systeme durchzusetzen, welche sie sich herausnahm, am französischen Hofe zu entwickeln. Sie vergaß ganz, daß die Franzosen seit der Minderjährigkeit Ludwigs des 14ten, sich beständig gegen weibliches Regiment gesträubt hatten, und daß selbst damals schon die Autorität der weiblichen Regierung einer Marie und einer Catharina Medicis beständig bestritten worden war und fast eine Revolution nach sich gezogen hätte. Dem allen ungeachtet wollte sie für Gewalt eine Rolle spielen. Aber da bald die Widersetzlichkeit ihrer Tanten, bald ihrer Schwägerinnen ihr Hindernisse in den Weg legten, so erhielt ihr Charakter dadurch nach und nach eine

Schärfe und Bitterkeit, welche den ersten Grund zu ihrem Unglücke legte. — —

Mit allem Stolz einer Erzherzogin und einer Königin von Frankreich behandelte sie ihre Schwägerinnen, und diese, die ihren Ton immer noch einen Grad höher stimmten, weil das Haus Savoyen mit dem Hause Lothringen wohl Linie halten konnte, ließen es an ihrem Theil wieder nicht an stolzen Repliken fehlen. Marie Antoinette wich ganz von der bisherigen Gewohnheit der Königinnen von Frankreich ab, die unter Ludwig dem 15ten und 16ten sich durch Frömmigkeit, durch Bescheidenheit und Zurückgezogenheit ausgezeichnet und sich ganz von Staatsgeschäften entfernt gehalten hatten, und gieng dafür lieber einen offenen Kampf mit ihren Schwägerinnen, den Tanten des Königs und der Madame Louise ein, welche Letztere sich noch immer aus den Zellen ihres Klosters heraus für die Ehre ihres Hauses stark interessirte.

Mesdames die Tanten, waren vortrefliche Französinnen; ihrer Empfindlichkeit war zu nahe getreten, was machten sie sich da noch aus politischen Rücksichten? Mit unerschrockenem Mut e brachen sie über den einreissenden Sittenverderb am Hofe los, den sie unter scharfe Aufsicht nahmen. Je mehr die junge Königin schön, liebenswürdig und verführerisch, je mehr sie dreist, verwegen, thörigt in Geschmacksliebhabereien, frivol in ihren Begierden, herrschsüchtig und auf ihren Titel der Erzherzogin eifersüchtig war, den sie bei aller Gelegenheit geltend machte, selbst wenn sie dem Hofe etwas zu notificiren hatte — desto mehr nahm ihre Dreistigkeit ihre Kühnheit zu, und desto geflissentlicher affektirten sie den großen Ton aus den Zeiten Ludwigs des 14ten. Sollte man es glauben, daß die fünf Prinzessinnen, die drei Tanten und die beiden Schwägerinnen, sich so wüthig und so von ganzem Herzen haßten, daß sie, um die Königin zu beschimpfen, die kleinsten Details aus ihrem

Privatleben mit Schadenfreude verbreiteten? Was die eine behauptete, bestätigte die Andere. Eine Dritte gab die Anekdoten für vollkommen erwiesen und unwidersprechlich aus.

Die Königin trieb dafür ihre Rachsucht so weit, daß sie die erste war, die die Sitten von Madame und der Gräfin von Artois in einen üblen Ruf zu bringen suchte. Die Treulosigkeiten giengen so weit, daß unpartheiische Beobachter der Königin geradezu Schuld gaben, sie selbst habe die Liebhaber sogar von der Garde-du-Corps bestellt gehabt, um die Gräfin Artois gegen die letzten Jahre der Monarchie in den Augen des Publikums zu prostituiren.

Da man nun also der Königin, statt daß man sie sonst mit Beifallsbezeugungen überhäuft hatte, jetzt von allen Seiten unüberwindlichen Widerspruch entgegensetzte, ja da man sogar so weit gieng, ihr den ihrer königlichen Würde gebührenden Respekt zu versagen, so ward ihr Herz dem französischen Hofe

immer mehr abgewendet. Sie hatte ohnehin schon einen spöttischen Charakter verrathen; jetzt aber schärfte ihre Lage ihre Empfindung und ihren Widerspruchsgeist, und natürlich war dies das unfehlbarste Mittel, die Zahl ihrer Feinde mit jedem Tage zu vermehren. Ihr Hang, Andere lächerlich zu machen, gieng oft in Grausamkeit gegen die Person, die der Gegenstand davon war, über, und dies machte das Mißvergnügen über sie nur um so allgemeiner. Sie bildete sich ein, ihrer hohen Geburt und ihrem jetzigen Range dürfe Alles nachgesehen werden. Aber sie übersahe den von Natur wankelmüthigen Charakter der Franzosen. Ehe sie sichs daher versah, brach das Mißvergnügen der Großen, die die ersten Staatsstellen bekleideten, los. Der Kern der Opposition bildete sich unter ihren Augen und brachte es endlich dahin, daß sie sich, um Anhänger ihrer Person zu haben, einzig auf den Zirkel ihrer Vertrauten eingeschränkt sahe. Da nun diese Gesellschaft, von einer flatterhaften,

inkonsequenten Fürstin gewählt, die nur auf ihren Putz und auf ihre Vergnügungen bedacht war, nicht anders als übel gewählt seyn konnte, so fand der solidere Theil des Hofes, der sich davon ausgeschlossen sahe, reichlichen Stoff, ihr alles mögliche Unsittliche nachzusagen. Zwischen dem Theile des Hofes, der zur engern Parthey der Königin gehörte, und mehrern Großen des Staats, ja selbst unter ihrem eigenen Hofstaat entspann sich die tiefste Feindseligkeit, und dieser Haß hatte so feste Wurzel gefaßt, daß man die bedeutendsten Constituans mitten aus dem Hofzirkel der Königin hervorgehen und die erste Rolle bei der Revolution von 1789 spielen sahe.

Kaum war Marie Antoinette Königin von Frankreich geworden, so brachte sie die Mode auf, hohe Federn zu tragen. Wenn sie in Ceremonie mit ihren Damen durch die Galerie gieng, sahe man auf ihren Köpfen einen Wald von Federn, von der Höhe von ein bis anderthalb Fuß, schimmern. Die Tanten,

die sich gar nicht entschließen konnten, diese ausschweifende Mode mitzumachen, und sich überhaupt in ihren Anzügen nicht nach der Phantasie der Königin bequemen wollten, die alle Tage etwas anders aufbrachte, nannten diese Federn einen Pferdeschmuck. Die großen Ställe pflegen nicht alle Tage neue Sitten und Gewohnheiten aufzunehmen; da also Ludwig der 16te einmal an einem festlichen Tage mit acht Pferden fuhr, hatten diese, wie zur Zeit Ludwigs des 14ten, ähnliche hohe Federn auf. „Nun, hatte ich vor fünf Jahren nicht „recht, sagte Madam Adelaide als sie nach Paris kam, um der heiligen Genoveva für ihre glückliche Niederkunft zu danken, „hatte ich „nicht Recht, die Federn einen Pferdeschmuck „zu nennen? Die Pferde halten die Mode „so richtig mit, wie wir!"

Im Januar 1775 trieb die Königin ihren Geschmack an Federn noch viel weiter. Sie ersann jene prächtigen Kopfaufsätze, die das Bild von englischen Gärten, von Bergen,

künstlichen Gartenpartien und Wäldern gaben. Der König, der in seinem Geschmack sehr einfach war, sprach ihr öfters mit Aengstlichkeit über ihren seltsamen Anzug. Im Jahr 1776 schenkte er ihr die Hälfte von den Diamanten, die er als Dauphin besessen hatte, und setzte dabei hinzu: sie mögte sich doch auf diesen Putz beschränken, der nichts mehr koste. Aber dieser gutgemeinten Wendung des Königs ungeachtet, ließ sie von ihrem Unwesen nicht ab, und die Wuth nach Federn nahm so bei ihr zu, daß eine einzige die Summe von 50 Louisd'ors kostete. Ihre Reize, sagte Ludwig gutmüthig, bedürfen ja alles dieses Schmuckes nicht!

Maria Theresia trat ganz auf die Seite des Königs, um die Königin von dem Geschmack an solchen Armseligkeiten, der sich so frühzeitig bei ihr entwickelte, abzubringen. Als sie ihrer Mutter einmal ihr Bildniß zuschickte, worin sie mit großen und kostbaren Federn aufgesetzt war, sandte diese es ihr mit den Wor-

ten zurück: Ich würde mit Vergnügen das Portrait der Königin von Frankreich angenommen haben; aber es schickt sich für mich nicht, ein Portrait von ihr zu haben, worauf sie wie eine Komödiantin aussieht. Aber nichts in der Welt wäre im Stande gewesen, sie von ihrer Liebe zu diesem lächerlichen Putz abzubringen.

Da nun die Königin sich stets fremd an einem Hofe fühlen mußte, an welchem sie weder geliebt noch geachtet war, so war es sehr natürlich, daß sie sich ihren Hofzirkel nach eigenem Gefallen bildete. Statt des Ceremoniels, dem sich seither noch alle Königinnen von Frankreich unterzogen hatten, und das zwar etwas lästig, aber doch nichts weniger als despotisch war, führte sie bei sich einen bürgerlichen Familienton ein, der ihrem Hange zum ungebundenen Leben Vorschub that. Sie gieng

ganz allein aus, stattete Besuche ab, und ließ sich dabei blos von einer oder einem Paar Hofdamen von ihrer Wahl begleiten. Sie speißte ohne Umstände bei den Prinzen, gieng zu jeder Stunde, selbst des Abends, im Park spazieren und, indem sie ihren Gemahl durch öffentliche Vorkehrungen sicher machte, schlief sie gegen alle Hofsitte in ungewöhnlichen Zimmern. Einmal ließ sie einen Geistlichen, der wegen seines hohen Alters und seiner Rechtschaffenheit Respekt einflößte, und der sich auf einen besondern Theil der Heilkunde verstand, zu sich rufen. Er kam und — sie empfieng ihn nakkend im Bade. Der Greis fuhr erschrocken zurück, aber sie rief ihm nach und er mußte bleiben und ihr, so wie sie war, Rede stehen. In solch einer Situation ließ sie sich sogar mahlen. Das Publikum fand aber das Gemählde so unanständig, daß man genöthigt war, es von der Ausstellung wieder zu entfernen.

Ihre Dame d' Honneur, Frau von Noailles, die das Alles mit ansahe und für den guten Ruf der am Hofe ohnehin schon genug angefeindeten Königin empfand, that ihr eine Vorstellung über die andere, und ließ es an belehrenden Beispielen aus der Geschichte nicht fehlen. Aber damit machte sie ihre Sache nur schlecht, und die Königin beehrte sie dafür mit dem Ekelnamen der Frau Etikette. Die Prinzen hatten unlängst das berüchtigte Wettrennen angestellt. Sogleich that sie es ihnen, aber auf Eseln, nach. Man kann denken, wie das Volk von Paris, das bis dahin gewohnt gewesen war, eine Königin nur in Pomp zu sehen, Haufenweise hinzugeströmt seyn werde, um diesem merkwürdigen Schauspiele zuzusehen. Die Königin hatte entweder den Unfall oder es war ihre Absicht, genug sie fiel vom Esel herab. In dem Augenblick des Fallens rief sie: „Geschwind rufe man die „Frau von Noailles, damit sie uns sage, was „die Etikette will, wenn eine Königin von

„Frankreich sich nicht auf einem Esel halten „kann!“ — Dergleichen Propos machten der Königin keine Ehre und vermehrten ihre Feinde, indem sie die angesehene, mächtige und um den Staat verdiente Familie Noailles, erbitterten. Diese war daher eine von den ersten, welche an der Revolution bei ihrem ersten Ausbruch, unmittelbaren Antheil nahm.

So leichtsinnig und unbesonnen die Königin indessen war, so sahe sie doch recht gut das Mißliche ihrer Lage ein. Ihre erste Sorge war also, sich den König geneigt zu machen. Und dies konnte ihr nicht fehlen. Dieser Fürst besaß alle geselligen Eigenschaften und alle Tugenden des Privatmannes, und die Königin verstand die Kunst, ihm zu rechter Zeit gefällig und gewärtig zu seyn, so vollkommen, daß sie sehr bald das Mittel finden mußte, ihn gänzlich von sich abhängig zu machen. Sie gelangte zu Allem, was sie wollte, nur nicht zu seinem Vertrauen in diplomatischen Angelegenheiten, die Bezug auf das Haus Oestreich

hatten, das der König nun einmal nicht liebte, mit welchem er aber doch den Frieden erhalten und bei der Allianz, die vor ihm mit diesem Hause geschlossen worden war, verbleiben wollte. Ludwig verabscheuete den Kaiser (Joseph) und traute den geheimen Planen der Königin so wenig, daß es ihr niemals gelang, zu dem Kabinette zu gelangen, das unmittelbar unter seiner Werkstatt, der höchsten Partie im Schlosse, gelegen war. Hier war es, wo er alle Papiere seines Vaters und seiner geheimen Korrespondenz mit Vergennes in Sicherheit gebracht hatte, in welcher dieser ihm gerathen hatte, Geheimnisse vor der Königin sorgfältig zu bewahren.

Bei diesen Umständen beschloß sie, sich eine Gesellschaft ganz nach ihrem Gelüste zu wählen, die höchsten Stellen an ihrem Hofe nur an Mitglieder derselben zu vergeben, und sich nach und nach von den noch übrigen Personen aus dem alten Hause der verstorbenen Königin los zu machen, das mit jedem Tage

dreister und selbstständiger wurde und sichs immer weniger angelegen seyn ließ, um ihre Person zu seyn, sie Etikettmäßig zu bedienen und ihr den Hof zu machen. Daher die Erhebung Vaudreuils und der Polignac, daher die Kälte gegen Rohan und seine Entfernung vom Hofe, so wie die Verabschiedung der Frau von Noailles und mehrerer bedeutender Hofleute, die ihr nicht Aufmerksamkeiten genug für ihre Person zu haben schienen. Das Schicksal wollte einmal, daß diese Fürstin seit den ersten Etikett-Streitigkeiten mit den Großen in die Nothwendigkeit versetzt, sich ihren Kreaturen und dem niedern Adel in die Hände zu geben, sich den Haß dieser Großen unausbleiblich zuziehen sollte, die es für eine Beleidigung aufnahmen, daß ihnen Parvenüs vorgezogen wurden. Daher das fürchterliche Bündniß gegen sie, das mit jeder neuen Gunstbezeugung die sie ihren Günstlingen erwieß, zunahm. Nicht als wenn die Polignacs, deren eigentlicher Name Chalancon war, nicht den Ruf

gehabt hätten, aus einem alten Hause entsprossen zu seyn; der Kardinal Polignac hatte durch seine Talente und seine Tugenden diesem Hause Glanz gegeben, und die Familie besaß eine Baronie dieses Namens in Languedoc. Aber 1774 lebte sie nur noch ein dürftiges Leben und hatte so wenig, daß sie es kaum dem wohlhabenden Bürgerstande nachthun konnte. Ihre Revenüen beliefen sich kaum auf 8000 Livres und sie stand also überhaupt tief unter andern Hofgerechten Familien, die wegen ihres Namens, ihrer Stellen und ihres Reichthums Ansprüche zu machen hatten. Es war natürlich, daß diese, welche in der Meinung so hoch standen, sich dadurch, daß man sie des Hauses Polignac willen, übergangen, auf das empfindlichste gekränkt fühlten.

Die Herzogin Jules von Polignac.

Die Nachwelt wird nicht begreifen können, wie die Herzogin von Polignac dazu gekommen ist, sich dem Hofe und der Hauptstadt zum Trotz und gegen den Wunsch von ganz Frankreich des Gemüths der Königin zu bemächtigen. Ihre große Schönheit ungerechnet, worin sich die Königin, als sie sie bei ihrer Schwester Diane, Hofdame der Gräfin Artois, zum erstenmale sahe, verliebt haben soll, so lag gerade in diesem allgemeinen Widerstande der Hauptgrund von ihrem Besitz des Vertrauens der Königin. Es war mit dieser dahin gekommen, daß sie nur ausserhalb dem Hofzirkel auf eine Freundin rechnen konnte, und die Herzogin Polignac war klug genug, von der Stimmung der Königin, die alle die titulirten Damen, von welchen sie sich stets umgeben sahe, nicht ausstehen konnte, Nutzen zu ziehen. Die Königin brauchte eine Vertraute, eine solche

Freundin, die ihr Alles zu verdanken, die sie aus dem Nichts hervorgezogen haben mußte; und an der Frau von Polignac glaubte sie nun einmal Alles, was sie in ihrem geheimen Privatleben glücklich machen könnte, gefunden zu haben.

Diese Frau war sehr verführerisch. Sie verstand die Kunst auf das vollkommenste, die Empfindungsvolle zu spielen, und Wort und Gebehrde kamen ihr dabei auf das ungezwungenste zu Hülfe. Sie konnte wie die Unschuld errötyen. Sie wußte den leidenschaftlichen Ausdruck der Liebe nach Gefallen anzunehmen, und hatte sich so in ihrer Gewalt, daß die Königin ihre Freundin im geringsten nicht ahnete, wie sehr ihre Liebesbezeugungen Werke der Kunst waren. Dabei wußte sie die Einbildungskraft so zu spannen, daß sich ein Geschlecht wie das andere in ihren Armen glücklich befand, und die Königin, ganz von ihr hingerissen und verführt wurde. Unterdeß, während sie die Sinne und Einbildungskraft der Königin

gefangen hielt, verlohr sie ihre wichtigern Zwecke im geringsten nicht aus den Augen; vielmehr war sie ernstlich bemüht, das Glück eines jeden Mitglieds ihrer zahlreichen und unersättlichen Familie immer höher zu treiben. Und so sahe man nach und nach aus dieser Familie Herzöge, Sürintendans, Staats-Pensionairs 2c. hervorgehen, während dem das Haus Rohan durch Intriguen und Kabalen auf alle Art erniedrigt und von Würden und Ehrenstellen, so wie von der Erziehung der Kinder Frankreichs, die ihm so lange anvertraut gewesen war, ausgeschlossen wurde.

Der gewöhnliche langsame Gang, am Hofe empor zu kommen, war der Marquise von Polignac viel zu gemein; sie that alles Mögliche, um ihn zu überspringen, und da hierzu durchaus gehörte, sich der Königin von allen Seiten zu versichern, so wußte sie es so einzuleiten, daß bald ihr eigener Liebhaber, Vaudreuil, einer der geheimsten Vertrauten der Königin wurde. Sie schloß sehr richtig, daß der Zufall

wie die immerwährenden Machinationen mächtiger Nebenbuhler, welchen der Neid zusetzte, sie bald wieder um allen errungenen Vortheil bringen könnten, und dieserhalb suchte sie sich, gleichsam durch Ueberrumpelung einen Vortheil nach dem andern zu verschaffen. An den öffentlichen Satyren, Gassenhauern, Noels und Pamphlets, die sich auf ihre Rechnung im Publikum verbreiteten, mußte sie es deutlich genug merken, daß sie zu eilen habe, wenn sie sich ein günstiges Sort für die Zukunft bereiten wolle, und hieraus läßt sich ganz von selbst ihr schändlicher Handel mit Stellen, Würden und Gnadenbezeugungen, die die Geschichte ihr vorwirft, erklären. Fest verfolgte sie daher ihren Plan. Während ihre Familie von dem Geschrey des Volks und den Stimmen, die sich laut und von allen Seiten gegen sie erhuben, aufgeschreckt wurde, blieb sie fest und unerschüttert, und wußte endlich diesen Muth und diese Sicherheit allen übrigen Polignacs mitzutheilen. Die Minister, ihre

Kreaturen, standen ihr auf jeden Wink zu Gebote, und diese mußten alles Mögliche anwenden, die Boßheit und den Neid zum Verstummen zu bringen. Herr von Calonne weiß am besten, was das Alles dem Staate kostete!

Diane von Polignac.

Die Herzogin Polignac stand ganz unter dem Einflusse ihrer Stiefschwester, der Gräfin Diane Polignac, die eben so bösartig und häßlich, als die Herzogin reizend und verführerisch war. Allein dafür besaß sie eminente Geistesfähigkeiten und war fruchtbar an Planen und Hülfsmitteln. Man kann sie daher für die eigentliche Schöpferin des Glücks ihres Hauses ansehen, das sie gebieterisch beherrschte und dem sie täglich vorschrieb, was gethan und gelassen werden sollte. Ohnerachtet sie Kanonißin und ein widerwärtiges Geschöpf war, von rohem Charakter und einer ungestalten Figur, so

beschenkte sie dennoch den Staat alljährlich mit einem Kinde. Anfangs war sie Gesellschafterin der Gräfin von Artois, hernach aber ward sie Dame d' Honneur der Madame Elisabeth, die in ihrem eigenen Hause weit weniger galt, als Diane Polignac. Selbst der König scheute so sehr die Herzogin und ihre Schwester, daß, als Madame Elisabeth sich nach St. Cyr geflüchtet hatte um sich der Tiranney ihrer Dame d' Honneur zu entziehen, er seine Schwester durch flehentliche Bitten zu bewegen suchte, wieder zurück zu kehren und Geduld mit der Gräfin Diane zu haben, weil die Königin nicht ohne sie leben könne. So weit gieng die Gewalt einer Dame d' Atours über den König, über die Königin, Mad. Elisabeth und ihre Stiefschwester, die Herzogin!

Die Nation war auf das höchste aufgebracht über den Ton der Polignacs, und die schändlichen Anekdoten, die sich von ihnen verbreiteten. Aber Diane hatte sich einmal vorgesetzt, keinen Schritt rückwärts zu thun, vor

allen Dingen aber sich niemals von Ungewittern beugen zu lassen. Ihre Souveraine war ihre Sauvegarde, die sie ohne Unterlaß ihren Feinden entgegen stellte. Sie hatte geschworen, den Beschwerden des Landes, der Hauptstadt und des Hofes gegen sie ein Ende zu machen, und sie erreichte ihren Zweck glücklich. In Zeit von sechs Jahren richtete sie die Ehre der Königin völlig zu Grunde, und machte diese Fürstin zum Gegenstand des allgemeinsten Hasses der Franzosen. Die Folge der Verachtung, welche sie gegen die Klagen der Nation bewies, war eine Revolution, deren erste Ausbrüche hauptsächlich gegen die Königin und die Polignacs gerichtet waren, wie man daraus ersieht, daß man sie in die Proscription von 1789 ausdrücklich mit einbegriff. Die Polignacs und Vaudreuils mußten die Flucht ergreifen, und gewiß würden sie nicht lebendig die Grenze erreicht haben, wenn sie nicht selber in den Provinzen, die im Aufstande waren, laute Verwünschungen gegen die Polignacs und Vau-

dreuils ausgestoßen hätten. Sechs Jahre hatten sie daran gearbeitet, sich reich und mächtig zu machen, und binnen sechs Tagen waren sie ein Spiel, nicht sowohl der Revolution, sondern von ganz Frankreich. Ihre Kreaturen betrugen sich, wie gewöhnlich; sie ließen sie im Stich; das Volk spie vor ihrem Namen aus und die Großen schrieben ihnen alles Unglück des Staates auf die Rechnung.

Marie Antoinette.

(Fortsetzung.)

Die Geburt eines Dauphins, welche den 22 Oktober 1781 erfolgte, hätte die Königin in eine günstigere Lage bringen; ein weises und vorsichtiges Conseil von einer Begebenheit, die Marie Antoinette bestimmt an Frankreich fesselte und ihr gleichsam eine neue Existenz gab, Vortheil ziehen können. Denn starb der Kö-

nig, so war sie Beherrscherin des ersten Reichs von Europa. Blos die Möglichkeit davon machte sie in den Augen der Franzosen interessant. Allein diese Umstände benutzte sie dazu, ihre Gewalt über den schwachen König nur um so mehr zu mißbrauchen. Sie theilte nach Willkühr Stellen und Gnadenbezeugungen aus, von den Ministern bis zu den Grenz-Commis herab.

Der erste Dauphin ward den 22 Oktober 1781 geboren und starb 1789, und den 11ten darauf starb Herr von Maurepas. Dieser Zufall befreite sie von einem Minister, dem sie einen großen Theil ihres Mißgeschicks zuzuschreiben hatte, und ohne welchen sie nun ungestörter die Herrschaft zu führen hoffte. Allein es erfolgte davon das Gegentheil. Es gieng ihr, wie Ludwig dem 14ten; indem sie Eine Stelle vergab, machte sie einen Undankbaren und zwanzig Mißvergnügte. Amelot, eine Kreatur von Maurepas, ward verabschiedet, und der Baron von Breteuil, der in

Geheim ihrem Hause ergeben war, ins Ministerium berufen. So wie sie schon Hrn. von Segür, nachherigen Marschall von Frankreich, ins Ministerium gebracht hatte, so wünschte sie auf gleiche Weise den Erzbischof von Touloufe, der längst den Wunsch gehegt hatte, Minister zu werden, zum Finanzminister zu machen. Es würde ihr auch gelungen seyn, wenn der König nicht unter den Papieren seines Vaters die Bemerkung gefunden hätte, daß Hr. von Lomenie ein Atheist und Philosoph sey. Sie trug heimlich das Ihrige dazu bei, daß der tugendhafte d' Ormesson sich in die Stille zurückziehen mußte, und ließ dafür den Hrn. von Calonne, für dessen Beschützerin sie sich öffentlich erklärte, und von dem sie sich seines leichtsinnigen Charakters und seiner Sitten wegen die größte Anhänglichkeit versprach, zum Premierminister ernennen. Gern würde sie Hrn. von Vergennes, dessen diplomatisches System sehr weit von den ehrgeizigen Planen des Wiener Hofes abwich, seiner Stelle entsetzt

haben, wenn sie nicht den König zu sehr für diesen Minister eingenommen gefunden hätte.

Der asiatische Luxus, der die Regierung Ludwigs des 14ten und 15ten ausgezeichnet, hatte einen tiefern politischen Grund. Die Pracht in den Equipagen, der Reichthum in Kleidern, die Schönheit, Anzahl und Wahl der Domestiken, der Aufwand in Wohnungen bezeichnete die Grade in der Gesellschaft, verhinderte die Vermischung des Ranges im geistlichen Stande und hielt die Mannigfaltigkeit und die Grade der Stände aufrecht. Marie Antoinette war die Erste, welche diesen wesentlichen Grundsatz eines monarchischen Staates zerstörte. Gegen die Zeit der Revolution giengen die Großen nur in einfachen und wenig kostbaren Kleidern einher, und die alte Tracht war nur noch für das Ceremoniel, den Zwang und den eigentlichen Putz bestimmt. Der französische Hof ward von Tag zu Tage verödeter und in

der Hauptstadt bildete sich nach und nach der Mittelpunkt für Intrignen, die man gegen denselben anspann. Die königliche Familie sahe sich daher endlich soweit gebracht, die Woche über, gleich der Familie eines einfachen Partikuliers, zu Versailles zubringen zu müssen. Der Mangel an Hofadel verödete Fontainebleau und Compiegne alljährlich immer mehr, denn er war seiner vormaligen Reisen satt und müde geworden, die die Großen sonst mit vielem Eifer mitmachten, und als eine Begünstigung zu betrachten pflegten. Die Königin, die es verdrießlich und langweilig fand, beständig dieselben Gesichter zu ihrem Dienste in Versailles zu sehen, bildete sich ein, daß der Besitz von Saint-Cloud, das sie der Hauptstadt näher brächte, dem Hofe den ehemaligen Zufluß verschaffen würde. Allein sie bedachte nicht, daß sie dadurch, daß sie Hofleute suchte, statt daß sie es nach der alten Weise, als eine Gnade hätte ansehen lassen sollen, sich suchen zu lassen, eine Rolle spielte, die sich schlechter-

dings nicht mit der Würde einer so großen Souveraine vertrug. Sie bedachte nicht, wie mißlich es war, ihren ohnehin schon so übel berüchtigten Hof der Hauptstadt näher zu bringen, von welcher man ihn, aus sehr wichtigen Gründen der Politik und des Herkommens, selbst in den schönen Tagen Ludwigs des 14ten, entfernt gehalten hatte. Statt also zu Saint-Cloud einen Zufluß von Ehrfurchtbezeugenden Großen zu finden, worauf es eigentlich abgesehen war, war die Königin darauf beschränkt, sich selber bei ihren gemeinen und rohen Festivitäten dem Volke, ja selbst dem Hefen von Paris zur Schau zu stellen, der jährlich in bunten Haufen sich dort einfand, um das Wasser springen zu sehen. Herr Lenoir weiß allein, was es jedes Jahr der Polizei kostete, um den rohen Ausruf des Volks: es lebe die Königin! zu bezahlen. Die Pariser pflegten auf dem Wege dorthin zu sagen: Wir gehen nach Saint-Cloud, um die Springbrunnen und die Oestrei-

cherin zu sehen; ähnliche Anmerkungen zu geschweigen.

Auf diese Weise beraubte sich also Marie Antoinette selber der Mittel, welche die ehemaligen Monarchen sehr weislich erdacht hatten, um der königlichen Majestät den äussern Glanz zu erhalten und ihr in den Augen der Menge ein Gewicht zu geben. Das Schloß zu Versailles war ihr, wie schon gesagt, ein langweiliger Aufenthalt; sie fand Trianon ihren Vergnügungen angemessener. Aber gegen die Gartenverzierungen eines Lenotre und anderer berühmten Künstler, die im Sinne der Franzosen gearbeitet hatten, bewieß sie gleich dadurch ihre Verachtung, daß sie Gärten im englischen Geschmack anlegen ließ. Hier bedachte sie wieder nicht, daß die vorigen Könige nicht ohne Grund selbst in ihre Vergnügungen Glanz und Majestät hineinlegten. Die Schlösser von Vincennes, von Compiegne, von Fontainebleau, die so berühmt in unserer Geschichte sind, und zu allen Zeiten zu Erhohlungsör-

tern für den Hof bestimmt gewesen waren; die alten Waldungen, die darum her lagen und hart daran stießen und ihnen ein geheimnißvolles oder wenn man will, ein Ansehen von Feerey gaben, blieben verödet. Die Königin kam nirgend hin, als zu Saint-Cloud, einem Schlosse, das durch die Orgien des Hauses Orleans, und durch die Rendezvous, die sich hier die Pariser haufenweise gaben, bekannt geworden war. Jedermann weiß noch, daß sie bei den Fischerstechen und andern ähnlichen Spielen als Zuschauerin neben Bürgerlichen, die alle Sonntage dorthin gewandert kamen, Platz nahm.

Alle diese Umstände dienten der Königin zum Vorwand, unsere Kleidertracht zu verändern und einfacher zu machen: nur konnte es nicht anders als zum Nachtheil unserer National-Industrie ausschlagen. Die Kleiderpracht des Hofes war ehedem eine Quelle des Reichthums für unsere Künstler geworden; besonders belebte die Stadt Lyon, als der Mittel-

punkt unsers Seidenhandels, unsre mittägigen Provinzen, deren vorzüglichster Reichthum in Cocons von Seidenwürmern besteht. Jahr aus Jahr ein kann man rechnen, daß Lyon in Provence und Languedoc für funfzig Millionen Seide aufkaufte und für hundert Millionen Seidenstoffe absetzte, deren Form und Geschmack sich fünf bis sechsmal im Jahre veränderten. Man beschuldigte den Kaiser (Joseph) auf diesen unsern Reichthum, den wir fast ausschließend in Europa besitzen, scheelsüchtig gewesen zu seyn, und man machte der Königin den Vorwurf, ihren Bruder in seinem Projekt den Handel von Lyon zu zerstören, unterstützt zu haben. Man sagte es ihr auf den Kopf zu, daß sie blos darum in Frankreich eine Revolution in der Kleidermode hervorgebracht habe, um die leinenen Stoffe der Niederlande, welche ihr Bruder mit aller Gewalt in Aufnahme zu bringen suchte, empor zu bringen. So viel ist gewiß, daß die seidenen Stoffe seit jenem Zeitpunkte, als die Königin von ihren

Kammerfrauen die Gewohnheit annahm, sich weiß zu kleiden, aufhörten in der Mode zu seyn. Brüssel wurde reich und Lyon verlohr Dreiviertel seiner Bevölkerung an Manufakturisten.

Ludwig der 14te hatte alle Höfe von Europa den Manufakturen in Lyon zinsbar gemacht. Die Hauptstädte aller großen und kleinen Reiche schütteten jährlich an achtzig Millionen baaren Geldes in den Schooß von Lyon, und erhandelten sich dafür jene prächtigen Droguetts und Lampas, jene Persiennes und alle Arten brochirter Stoffe in Seide, Silber oder Gold. Einem von diesen Stoffen hatte eine Dauphine unter Ludwig dem 14ten ihren Namen gegeben. Jetzt brachte eine andere Dauphine, irre geleitet durch ein unerlaubtes Interesse an ihrem Hause, diese Manufakturen gänzlich herunter. Dieser Widerwille der Königin gegen seidene Zeuge und die Revolution, die sie dadurch in unsern Künsten und Gewerben, in unsern Moden bewirkte und wodurch

sie den Ton für Frankreich und das übrige Europa angab, hatte zur Folge, daß tausende von Familien, die davon lebten, ausser Arbeit und Brod gesetzt wurden, und daß mit diesem Elende das allgemeine Mißvergnügen ausbrach.

Die Kaufleute von Lyon, die ihren Handel in Verfall kommen sahen, stellten den Tanten des Königs die Nothwendigkeit vor, ihren Handel aufrecht zu erhalten und die neue Tracht wieder aufhören zu lassen, wodurch zum Nachtheil des inländischen Gewerbes, Produkte von fremden Manufakturen ins Land gezogen würden. Mesdames nahmen die Vorstellung auch an, legten sie dem Könige vor, und machten der Königin mit aller Feinheit Vorwürfe darüber. Aber diese nahm sie mit allem Stolz einer Souveraine auf, deren Herz sehr weit von den Franzosen entfernt war. Nach wie vor blieben seidene Kleider von der gewöhnlichen Tracht ausgeschlossen, und was das erfinderische Genie der Künstler und der

Geschmack französischer Frauen Schönes, Großes und Edles im Costum erdacht hatte, blieb blos für seltene Feste und Prunktage aufgehoben. Die großen Roben mit langer Schleppe verschwanden ganz und gar; der Anzug öffentlicher, schlecht berüchtigter Personen führte sich an den engern Hof der Königin ein, und seit dieser Hauptfehler begangen war, konnte dieser schlecht regierte Hof nie wieder dazu kommen, sich durch den vorigen Aufwand und durch Form in Kleidung und Schmuck ein imposantes Ansehen zu geben. Man konnte die Herzogin nicht von der Aktrice unterscheiden, sagt Monjoye, der Lobredner dieser Fürstin; aber dadurch verlohren die französischen Künstler und Fabrikanten jährlich über 100 Millionen, die Joseph 2 durch Exportation aus den Niederlanden gewann. Und als in der Folge der Traktat mit England geschlossen wurde, der unsere schönsten Manufakturen zerstörte, war es ein Wunder, daß da der französische Nationalgeist sich in der Bürgerschaft,

diesen erfinderischen, muthigen, thätigen und wachsamen Theile der Nation, der mit Liebe und Patriotismus am französischen Boden hängt, regte und gegen eine Regierung aufstand, die die Nation zum Vortheil Oestreichs und Englands erniedrigte und in Armuth stürzte? *)

Auf die thörigte Liebhaberei an Linon und Batist, folgte die Thorheit, Komödien in den Privatzimmern zu spielen. Der König, vermöge seines ernsten Charakters, flohe sie oder hatte Langeweile dabei; aber die Königin, eifersüchtig auf das Verdienst einer Komödiantin, spielte selber — nicht etwa Hauptrollen,

*) Und dennoch suchten die Kaufleute von Lyon sich dieser Fürstin auf alle Weise gefällig zu bezeugen. Sie machten die Farbe ihres Haars zur Modefarbe und baten sich von ihr eine Locke davon aus, welche sie auch erhielten. Sie giengen in ihrem Bestreben, ihr angenehm zu werden und ihr zu schmeicheln, so weit, daß sie seidene Stoffe nach dem Unrath des Dauphins Caca Dauphin zum Modezeuge machten.

mit welchen sich doch noch einige Würde hätte vereinigen lassen, sondern Rollen von Soubretten, Haushälterinnen und Vertrauten. „Ehemals, setzt derselbe Panegyrist der Königin hinzu, „würde sich ein simpler Edelmann „entehrt geglaubt haben, wenn man darum „gewußt hätte, daß er sich, selbst nur in den „innersten Zimmern seines Hauses, in einen „Komödianten umgestaltet hätte.“ — Die Königin vernichtete durch ihr Beispiel dies heilsame Vorurtheil und lernte und spielte Rollen in den Bouffon-Opern. Diese Manir brachte die Komödianten den höhern Klassen der Gesellschaft näher, und bei dieser Annäherung gewannen die Sitten zuverläßig nicht. Wenn die Königin ihre Rollen doch noch erträglich gespielt hätte; aber sie mußte es selber an dem wenigen Vergnügen merken, was sie der Gesellschaft machte, daß ihr ihre Bemühung nur schlecht gelang. Es war Sprichwort zu sagen: sie habe königlich schlecht gespielt. Setzen Sie doch in Ihre Memoires,

sagte einmal eine Dame zu mir, die sie ganz in der Nähe zu Versailles und Trianon gesehen hatte, daß sie die Sitten und die Talente einer schlechten Schauspielerin hat. — Dies Urtheil war ziemlich hart; aber wenn sie es auch durch ihre Aufführung nicht verdiente, so gab sie doch zu dergleichen gewagten Urtheilen Veranlassung.

Da die Königin sich den Haß von Mesdames den Tanten, von Monsieur, von Madame, der Gräfin von Artois und dem größten Theile der titulirten Damen zugezogen hatte, so kann man leicht denken, wie häufig sie wegen ihrer Sitten verläumdet worden seyn mag. Die Nachwelt wird, um ein richtiges Urtheil über diesen Punkt zu fällen, achtzehn Zwanzigstel von den Beschuldigungen wegstreichen müssen, die man gegen sie erhoben hat. Unterdeß da die Sitten der römischen Kaiserinnen und der Königinnen des Mittelalters ein Gegen-

stand der Geschichte geworden sind, und die Sitten der Königin von Frankreich einen mächtigen Einfluß auf das Schicksal des Staats gehabt haben, so will ich einige Fakta berichten, die mir von wohlunterrichteten Personen unter der alten Regierung mitgetheilt worden sind, und deren Wahrheit man mir während der Revolution, so wie während des Drucks dieser Memoiren bestätigt hat.

So lange Ludwig der 15te lebte, betrug sich Marie Antoinette mit weit mehr Decenz, als seitdem sie Königin von Frankreich geworden war. Seit dieser Epoche bis zur Geburt ihrer Tochter that sie nichts, um die Klagen, die sich dieserhalb über sie verbreiteten, einzustellen. Eduard, mit dem Zunamen der schöne Dillon, und Herr von Coigni hielt man allgemein für ihre Liebhaber. Ja man zählte unter diesen sogar den Grafen von Artois. Wir machten diese Entdeckung beim Spiele, sagte mir damals eine Dame, denn der Graf Artois setzte seine

Füße aus Zerstreuung auf die der Frau von **, und tippte darauf, in der Meinung, er berühre damit Marie Antoinette.

Mit den Damen aus ihrem Palais lebte die Königin auf einem Fuß, der sehr wenig dazu geeignet war, ihr den Respekt der Franzosen anzugewinnen. Ausser der Frau v. Noailles, von der schon öfters gesprochen worden, fand sie noch andere Damen von der verstorbenen Königin vor, die sie zu ihrem Dienste behalten mußte, und welche noch den anständigen und großen Ton von jenem Hofe her hatten. Bei der Thronbesteigung Ludwigs des 16ten zählte man unter den Ueberresten des alten Hofes die Frauen von Talleyrand, von Grammont, von Tavannes, d'Adhemard, von Chaulnes, von Dûras; aber die Königin fand sie alt und beschwerlich; sie lachte ihnen unter die Nase und hatte ihr Vergnügen daran, wenn sie sie ausser Fassung setzen konnte; daher mehrere von ihnen eine gänzliche Entfernung

von diesem Hofe einem Dienste, der ihnen so verleidet wurde, vorzogen.

Die titulirten Damen, ob sie gleich nicht zu ihrem Hofstaat gehörten, hatte es, sobald sie strenge Sitten äusserten, um nichts besser. Die Herzogin von Charost, Gemahlin des berühmten Philosophen, der kürzlich erst starb, machte der Königin ihre Kour, und ward schlecht aufgenommen. Sie gieng aber mit eben so vieler Keckheit von dannen, als die Königin Unklugheit gegen sie bewiesen hatte, und schwur in ihrem Leben nicht wieder an den Hof zu kommen. Aber der König legte sich dadurch ins Mittel, daß er noch denselben Abend einen Pagen zu ihr schickte und sie zum Abendessen einladen ließ.

Sie bildete sich ihren Hof von Damen ihres Alters; nur allein die Herzogin v. Cossé ließ sie sich gefallen, zu ihrer Dame d' Atours anzunehmen. Aber wenn sie nur auf den guten Rath dieser Tochter des berühmten Herzogs von Nivernois hätte hören wollen, ihr

Hof würde sich durch Würde und Glanz ausgezeichnet haben. Allein diese machte nicht den geringsten Eindruck auf die Königin, und Frau von Cosse' die uninteressirt die Pflichten ihrer Stelle erfüllte, zog sich vom Hofe zurück und trat ihren Platz an die Frau von Mailly ab, welcher Frau von Ossun als Dame d' Atours folgte.

Von 1774 an bis 1789 gieng es im Hause der Königin drunter und drüber. Man warf der Königin ganz öffentlich vor, daß ihre Sitten von der Art wären, wie man sie von mehrern der römischen Kaiserinnen her kennt. Frau von Marsan that dem Könige dieserhalb bündige Vorstellungen; aber dadurch fand sich die Königin höchlich beleidigt. Es währte nicht lange, so ward sie der Frau v. Guemene' überdrüßig, so wie der Prinzeßin v. Lamballe, und zog die Herzogin Jules von Polignac an sich, welche Verbindung bis zu ihrer Auswanderung 1789 dauerte.

Man wirft ihr ein geheimes Verständniß mit der Madame Bertin, einer berühmten Modehändlerin in Paris, vor, auch mit den Demoiselles Guimond, Renaud und Gentil. Die nächtlichen Zusammenkünfte auf der Terrasse des Schlosses gaben ganz Frankreich die lebhafteste Bekümmerniß. Man wußte, daß der König allein für sich war, und daß der Graf Artois, Monsieur und die Königin sich zur Nachtzeit unter die Menge zerstreuten. Als ich nach Paris kam, trieb mich die Neugier, mich von der Wahrheit solcher Streifereien zu überzeugen, und es war nur allzu gewiß, daß vermummte Weiber aller Art aus dem Schlosse herab gestiegen kamen. Die Männer hatten große heruntergekrempte Hüte auf und weite Redingotes an. Die großen Herren, des steifen, zwangvollen Repräsentirens vom Tage her müde, überließen sich des Abends dem Genusse einer zügellosen Freiheit; und die kleinen Herren stürzten sich in Orgien, in der Aussicht, Abentheuer zu bestehen. Der-

gleichen Ausgelassenheiten waren so zum allgemeinen Bedürfniß geworden, daß die Libertins unter den Prinzen und distinguirten Personen ihrer nicht mehr entbehren konnten. Ein schöner Garde-du-Corps, von dem selbst ich diese Anekdote habe, wagte es Hofnungen zu fassen. Er sieht die Königin, redet sie an und mit einem entschlossenen Tone sagt er zu ihr: Madame, vergeben Sie meiner Verirrung, aber entweder — — — oder sterben. — Weder Eines noch das Andere, antwortet ihm die Königin ohne die geringste Verlegenheit. Sie hieß ihm ihr folgen und verschaffte ihm ein Avancement.

Der König, der von Allem unterrichtet war, und darüber indignirt wurde, äusserte seinen Unwillen und seine Unruhe darüber. Aber nun traten an die Stelle der Nocturnalien die geheimen Orgien zu Trianon. Vaudreuil, Besenval, der Prinz von Hennin, Adhemard, Diane Polignac, die Herzogin Jules ꝛc. genossen nach wir vor des Vertrauens

der Königin. Man amüsirte sich auf so mannigfaltige Weise, daß die Geschichte von ähnlichen Details kein Beispiel kennt. Eines Tages las diese saubere Gesellschaft sich einander die Naturgeschichte der Hirsche aus dem Büffon vor, und Männer und Weiber fanden es ergötzlich, sich mit Hirschhäuten zu bekleiden und sich einander wie brünstige Hirsche zu thun. Die ganze Gesellschaft rannte in dieser Bekleidung im Garten umher und genoß hier noch einmal der Vergnügungen der Hirsche und Hirschkühe.

Einer solchen unbesonnenen Aufführung hat die Königin es zuzuschreiben, daß ein so sonderbarer Ruf von ihr auf die Nachwelt kommt. Die gegenwärtige Generation, die nichts verzeiht, von Allem genau weiß, aber oft vieles übertreibt und zu scharf richtet, hat dem Könige den Ruf eines tugendhaften Fürsten erhalten; die Königin hingegen klagt sie aller Laster an, selbst dessen, daß sie in den Lastern veränderlich war.

Auf den schönen Dillon, auf Coigny und andere Liebhaber folgte der Herzog v. Fersen; aber geschickter als seine verabschiedeten Rivalen, die, wenn gleich Liebhaber der Königin, dennoch in Unterwürfigkeit von ihr erhalten wurden, wußte er sich die Königin getreu zu erhalten, ohneractet er sie mit Härte und Eifersucht behandelte. Sie fürchtete ihn und liebte ihn.

Noch hat man der Königin die größten Geldverschwendungen angeschuldigt, die ihr ihre Vergnügungen gekostet haben sollen. Allein hier ist eine Rechnung, die ich unter den Papieren des Königs zu Versailles gefunden habe und welche die Vorwürfe, die ihr die Brissotiner und die Parthey Orleans gemacht haben, sehr mildert.

„Für den besondern Haushalt gab die Kö„nigin im Jahre 1788 aus, vier Millionen „und sechsmal hunderttausend Livres.“

„Sie giebt Jahrgehalt an Herrn Laval, „Tanzmeister: so und so viel.

„An ihren Balletmeister ꝛc.

„An die Dame de la Brosse, Tonkünstlerin ꝛc.

„An Herrn Delagarde, Musikhändler ꝛc.

„An Herrn Chiquetier, Klaviermacher.“

„Trianon kostet ihr siebzig tausend Livres;
„Saint-Cloud, einhundert und zwanzig
„tausend Livres.“

Schon seit dem zweiten Regierungsjahre des Königs war der Hof so übel berüchtigt, daß die Kupferstecherkunst noch Spuren davon aufbehalten hat. Auf Befehl des königlichen Kabinets wurde ein großes und schönes Blatt, das Abendmahl vorstellend, gestochen. Niemals noch ward ein Kupferstich mit so vieler Pracht und von einem so reinen, vollendeten Grabstichel ausgeführt. Man erblickte darauf den König, die königliche Familie, die Großen des Reichs in dem interessantesten Augenblick, wo sie das Abendmahl empfangen. Aber wo, glaubt man wohl, daß der Künstler das Gemählde der Laster des Hofes und seiner zügellosen

und schamlosen Ausschweifungen verlegt habe? In die Fensterscheiben der Metropolitankirche, die oben auf dem Kupferstich angebracht waren!

Händel zwischen der Königin und dem Herzoge von Chartres.

Der Herzog von Chartres, der vom Könige beim Seedienst angestellt worden war, zeichnete sich in der Schlacht bei Ouessant aus. Mehrere Herren verbargen sich in dem Schiffsraum; der Herzog von Chartres hingegen schlug sich in seiner weißen Weste, das blaue Ordensband übergehängt, mit vielem Muthe, hielt die Angriffe, welche der Feind vorzüglich auf sein Schiff richtete, tapfer aus und überbrachte dem Könige die Nachricht von dem erfochtenen Siege und von der Flucht des Admirals Keppel, den England als den geschicktesten seiner Seeleute ansahe.

Er kam am ersten August nach Versailles. Statt ein Siegs Te Deum singen zu lassen, ließ die Königin eins den Tag darauf für ihre Schwangerschaft singen; und der Herzog, über diesen Spott indignirt, eilte zum Palais-Royal um sich für die kalte Aufnahme den Tag zuvor in Versailles zu entschädigen. Nichts aber glich dem Jubel, mit welchem ihn die Pariser empfingen. Das Palais-Royal wurde sammt den umliegenden Gebäuden erleuchtet; das Volk, trunken vor Freude, verließ den Garten nicht die ganze Nacht hindurch.

Die Königin wüthete und ließ Couplets und Berichte verfertigen, die von denen des Hrn. d' Orvilliers sehr verschieden waren, um dem Ruhme des Herzogs von Chartres entgegen zu wirken. Es kamen darunter folgende Verse vor:

Tel cherchant la toison fameuse,
Iason, sur la mer orageuse,
se hasarda;

Il n'en eut qu'une: et pour tes peines
Nous t'en promettons deux douzaines
à l' Opéra.

Auf dies Couplet folgten mehrere andere, in welchen der Herzog gleich stark gemißhandelt wurde. Man häufte Relationen auf Relationen, um seine Ehre herunter zu setzen, und der Herzog, auf das äusserste gebracht, ließ der Königin, die in dem fünften Monath ihrer noch dazu ersten Schwangerschaft war, sagen: er sähe wohl, sie würde eine eben so schlechte Frau als Souveraine: aber nie sollte, das schwöre er, das Kind von Coigny sein König werden.

Er war alle Militairgrade durchgegangen, ehe er zum Commando gelangt war, er hatte während diesem Feldzuge als Fähnrich, Lieutenant, Schiffskapitain und Chef d' Escadre gedient. Der vorzüglichste Grund, warum er zum Seedienst gegangen war, war die Anwartschaft auf den Admiralsposten, den sein Schwiegervater, der Herzog von Penthievre

bekleidete, und die er zu erlangen wünschte; allein der Haß der Königin machte sein Projekt rückgängig. Um ihn zu besänftigen, schuf man die Stelle des Colonel général der Husaren von Orleans, und der Prinz nahm sie an. Die Parthey der Königin erklärte dabei ganz laut, eine solche Belohnung auf dem festen Lande für geleistete Seedienste sey dem Verdienste des Herzogs von Chartres vollkommen angemessen.

Der Herzog, der diese Anekdoten selber erzählt, und sie für die geheime Ursache seines Mißverhältnisses mit der Königin ausgegeben hat, fügte noch eine andere hinzu, die die größte Aufmerksamkeit verdient. Er gab nehmlich vor, die Königin habe ihn gesucht, wie den Grafen Artois, und da er ihre Liebe ausgeschlagen, so habe sie auf ihn einen bittern Haß geworfen, der dem höchsten Grade von Wuth nahe gekommen sey. Zum Grunde, warum er ihr ausgewichen, gab er an, er habe in Ruhe und in Freiheit leben wollen; eine solche

Hofintrigue hätte Folgen nach sich ziehen müssen, denen er aus dem Wege habe gehen wollen, und daß damals, als die Königin auf geheime Verbindungen mit Prinzen bedacht gewesen, denen es nicht gleichgültig war, dieselbe ohne Kinder zu sehen, Ludwig für unfähig gehalten worden sey welche zu bekommen, nicht aus natürlichem Unvermögen, sondern weil ihr beiderseitiges Temperament zu verschieden gewesen sey. Kurz, meinte er, wenn es das Interesse der Königin gewesen sey den Herzog von Chartres zu suchen, so habe dieser es seinen Absichten gemäß gefunden, der Königin auszuweichen.

Es ist leider wahr genug, daß man Marien Antoinetten während der Debatten wegen der Zurückberufung des Parlaments ein Liebesverständniß mit dem Herzog von Chartres zur Last legte. Die fliegenden Blätter und die Reden, die man damals über diesen Gegenstand führte, sprachen darüber deutlich genug. Der Herzog, auf den der Stolz der Orleans

übergegangen war, die, als erste Prinzen vom Hause, selbst unter dem herrschsüchtigen Ludwig dem 14ten ihre Prätension auf die Nachfolge nicht verbargen, hatte Familiengründe genug, die Gunstbezeugungen der Königin auszuschlagen. Vermöge des Maßstabes, den er in seinem eigenen Stolze fand, mußte er es unter der Würde ihres Standes und ihres Geschlechts halten, ihm leidenschaftlich nachgestellt zu haben. Philipp von Orleans hatte in einem verzweifelten Augenblick sich gegen Philipp den 5ten aufgelehnt und einige Unternehmungen zu Gunsten seines Hauses gewagt; und sein Sohn, der in das Kloster Sainte-Genevieve gebracht worden war, wo er sich ganz den geistlichen Uebungen ergab, erklärte einmal an Guettard, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der mit ihm in näherer Verbindung stand und von dem ich die Anekdote habe, daß, wenn der Dauphin, Sohn Ludwigs des 15ten, an den Masern gestorben wäre und Spanien ihm die französische Krone streitig gemacht

haben sollte, er mit bewaffneter Hand und mit Roß und Mann aus der Abtei Sainte-Genevieve, welche er mit einem Rosenkranz in der Hand betreten, herausgebrochen seyn würde. Auch der Vater vom nachmaligen Egalite', obgleich von Natur schwach und furchtsam, hielt sehr viel auf die Rechte seiner Geburt, und ohnerachtet dieser Egalite' während der Revolution unaufhörlich versicherte, daß seine Absicht nie auf etwas anders anders gegangen sey, als seinen Schwur zu erfüllen und die Königin von Throne zu stossen: so ist es doch für die Geschichte, die wichtige Fakta in Betreff seiner aufbehalten muß, wesentlich nothwendig, eine Anekdote mitzutheilen, welche dieser Herzog von Orleans vor der Revolution erzählt hat, und die ich für zuverläßig ausgeben kann.

Anekdote vom Herzog von Orleans

Die ganze gegenwärtige Generation erinnert sich noch, mit welchem Enthusiasmus die Großen und die Pariser vom besten Ton den berüchtigten Abentheurer Cagliostro aufnahmen, der den Kardinal Rohan mit dem verstorbenen Dalembert, mit dem Könige von Preußen und mit Voltairen, der seit acht Jahren schon todt war, speisen ließ. Er machte dieser Eminenz weiß, daß er, Cagliostro, mit Jesu Christo auf der Hochzeit zu Cana gewesen sey.

Auch wird man sich noch erinnern, daß ein gewisser Bleton die Geschicklichkeit besaß, Quellen hundert Fuß tief in der Erde zu sehen, und daß die Somnambulisten mit den Todten, wie mit Lebendigen, in Verbindung standen. Ich habe ziemlich anhaltende und mühsame Untersuchungen über das geheime Wesen angestellt, das damals unsere Hauptstadt mystisirte, über den Geist, der uns die Mesmer, die Saint-

Germain, die Cagliostro's herbeiführte, und diesen letztern mit ansehnlichen Summen versorgte, die ihn in den Stand setzten, einen großen luxurieusen Aufwand zu machen. Mirabeau, der damals am Hofe zu Berlin war, scheint mir darüber etwas sehr Glaubwürdiges gesagt zu haben: Ueber Cagliostro drückt er sich so aus:

„Er steht in Verbindung mit einer Ge„sellschaft von Personen, die ihn nur zum Mit„tel gebrauchen wollen, sehr wichtige Zwecke „für sich durchzusetzen.“

Der Herzog von Orleans brauchte Cagliostro zu seinen Zwecken, wie der Kardinal Rohan, und jener hat einmal darüber ungefähr Folgendes erzählt:

„Als ich eines Tages in mein Kabinet „trat, finde ich darin einen Mann von einer „ausserordentlichen und Ernst gebietenden Ge„stalt, der mir sagt, er wolle mir, wenn ich „dazu Lust habe, unaussprechliche Dinge leh„ren. Ja, wenn ich wollte, würde er seinen

„Eifer für mich so weit treiben, daß ich den
„Teufel leibhaftig zu sehen bekommen und von
„ihm alle mögliche Kenntnisse von der Zukunft,
„die ich zu haben wünschte, erhalten sollte.
„Ich nahm den Vorschlag an. Aber, setzte er
„hinzu, Ew. Hoheit müssen den Muth haben,
„mit mir ganz allein zu seyn, sich von der ge-
„bahnten Straße zu entfernen und eine un-
„wegsame Ebene zu betreten, zum Beispiel
„das Feld von Ville-neuve-Saint-Georges.
„Auch das ließ ich mir gefallen. — Aber das
„ist noch nicht Alles, setzte er hinzu, Sie müs-
„sen den Muth haben, in der Mitternacht
„dorthin zu kommen, Ihr Gefolge zurück zu
„lassen und sich meiner Führung ganz allein
„zu überlassen. Und auch diesen Vorschlag
„gieng ich ein. Wir machen uns auf den Weg.
„Ich lasse mein Gefolge zurück, gelange auf
„das Feld; die Nacht war sehr finster. Ich
„überwand das Grausen, das mir die Erschei-
„nung von Gespenstern unterweges verursachte;
„ich höre wie sie mir allerhand Nachrichten

„und Prophezeihungen zurufen; ich verspreche „meinen Führer jedesmal auf ihn zu warten, „bis er wieder zurück kommen würde, und be- „komme einen Ring. Nimm diesen Ring „wohl in Acht, ruft mir der höllische Geist zu; „so lange Du ihn hast, wird es Dir wohl ge- „hen und Du wirst eine glückliche Carriere „machen; aber sobald man Dir ihn nehmen „wird, bist Du verlohren." „Als wir wieder „zu Hause waren, bot ich meinem Führer fünf „hundert Louisd'or an; aber er schlug sie aus „und nahm nur funfzig davon. Er versprach „wiederzukommen, und hielt Wort. Noch „immer fährt er in dem nehmlichen Eifer fort, „mir heilsame Instruktionen zu geben."

Bei diesen Worten entblößte der Herzog seine Brust und zeigte jenen Ring.

Man kann daraus ersehen, wie vielerlei Mittel jene schädlichen Genies, die die Revo- lution herbeiführten und unterhielten, gegen die Zeit ihres Ausbruchs sich zu diesem Zwecke bedient haben müssen. Sogar die schwache

Leichtgläubigkeit des ersten Prinzen von Geblüt benutzte man zu einem Bündniße, das dieser mit dem Fürsten der Hölle eingegangen zu seyn glauben mußte. Der Herzog hat sich nie über die Bedingungen dieses Bündnisses herausgelassen; aber es sollte mich nicht wundern, wenn man ihm den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen versprochen haben sollte, so lange er seinen Ring bewahren würde; eben so wenig, als ich es unglaublich finde, daß er ihn bis zu jenem schrecklichen Augenblick bewahrt haben mag, wo er ihm auf dem Platze der Revolution abgenommen wurde.

Der Herzog von Orleans war ehrgeizig, despotisch und rachsüchtig. Seine Leidenschaften waren eben so heftig, als sein Geist weich war und schwach, wenn der Augenblick gekommen war sie zu befriedigen. Sehr treffend sagt Mirabeau von ihm, daß er nicht einmal so viel Kraft hatte, das Laster zu verüben, auf das er verfallen war. Er hielt sich überzeugt, daß die Revolution einen bestimmten und nothwendigen

Gang habe, den nichts aufzuhalten vermöge, und daß ihr Ausgang zu seinem Vortheil ausschlagen müsse. Vielleicht hatte ihm das der Teufel auf der Ebene von Ville-neuve-Saint-Georges so vorgespiegelt. Man lag ihm unaufhörlich an, sein System des Temporisirens das ihn auf das Schaffot bringen mußte, aufzugeben und selbst wichtige Personen, die mit ihm in genauer Verbindung standen, drangen dieserhalb in ihn; aber er hatte niemals die Entschlossenheit, frisch aus sich heraus zu handeln. „Entweder Sie müssen ganz Cromwell seyn, sagte zu ihm M*** (Mirabeau?) oder Sie können darauf zählen, daß das Schaffot Ihr unausbleibliches Loos seyn wird. Allein er schlug alle festen Maßregeln aus, die seinem Schicksale hätten eine andere Wendung geben können, und gab unempfindlich der Prophezeihung eines schimpflichen Todes Gehör; es kann seyn, daß der Teufel ihm einen Tod auf dem Bette der Ehren versprochen hatte.

Uebrigens waren sich der Hof von Versailles und der Herzog darin gleich, daß sie beide feig waren; denn er und die Königin, von welchen jeder glaubte durch den Andern in die Acht erklärt zu seyn, flößten sich gegenseitig eine gleiche Furcht ein, und da beide an der Spitze von gegen einander streitenden Partheien standen, und durch Pamphlets, durch falsche Berichte und rohe, beleidigende Couplets gegen einander mit giftigen Haß erfüllt wurden, so führten sie Beide sich einander gerades Weges zu einem schmählichen Tode, wozu denn endlich noch Gesandte, die als Emissairs von fremden Mächten nach Frankreich geschickt waren, das Ihrige beitrugen.

Mesmer.

Der Herzog von Orleans war nicht der einzige Große des Reichs, dessen Einbildungskraft sich durch dergleichen Dinge irre führen ließ. Mesmer, Cagliostro, Bleton, die Martinisten, die Somnambulisten und ihre Anhänger verleiteten die Nation zu Thorheiten, die als die Vorboten der nachmaligen Ausschweifungen während der Revolution angesehen werden können.

Die Nachwelt wird es kaum glauben, daß der Doktor Mesmer, ein deutscher Arzt, in einer aufgeklärten Hauptstadt, in dem Mittelpunkt der Ungläubigkeit und der Philosophie, in der Nähe einer alten Akademie der Wissenschaften und einer königlichen Societät der Arzneikunde einen solchen Enthusiasmus habe hervorbringen können, als man ihn wirklich wahrgenommen hat. Man wird geneigt zu glauben, daß der böse Genius, der Frankreich im Namen der

Freiheit und Gleichheit revolutionirt und verwüstet hat, die Nation schon durch alle solche mystische Societäten und Verbindungen von Menschen, die für Mystik und Allegorie einen überwiegenden Sinn hatten, auf sein fürchterliches nachmaliges Schicksal habe vorbereiten wollen. Ich habe es mit angesehen, wie Mesmer die Gemüther auf das höchste zu exaltiren wußte; er zog die Stadt und den Hof nach seinem Hause hin. Man sahe Prinzen, Große des Reichs, Magistratspersonen, Gelehrte, selbst Aerzte sich unter die Zahl seiner Schüler mischen, in der glorreichen Aussicht, Adepten und Magnetiseurs zu werden. —

Wie der Magnet das Eisen anziehet, so hatten die Alten schon einen animalischen und moralischen Magnetismus angenommen, der die Menschen, wie der mineralische Magnetismus anzöge. Man begreift, wie sehr in einer Stadt wie Paris die Lehre von Anziehung moralischer Kräfte die Gemüther habe in einen interessanten Aufruhr brin-

gen können, und wie viel Menschen in einem weichlichen Zeitalter, wo man sich überall durch Genüsse zu Grunde richtete, nach unbekannten Mitteln gestrebt haben werden, um Anziehung zu erregen oder an sich selber zu erfahren. Der große Herr empfand zum erstenmal ein ganz neues Vergnügen darin, sich mit einem hübschen Bürgermädchen in magnetistischen Rapport zu setzen. Und diese fühlte eine ähnliche Wonne, durch Hülfe der Magnetisir-Wanne mit einem Großen des Reichs in der größten Nähe zusammen zu kommen. Jeder gab Mesmern gern hundert Louisd'or, um so anzuziehen oder angezogen zu werden. Wer freilich des ganzen Geheimnisses Herr und Meister werden wollte, der bezahlte bei weitem mehr. Man kam zu Mesmer mit Zweifeln an der Realität des Magnetismus; aber er wußte in dem ganzen Empfindungssystem eine solche Veränderung hervorzubringen, daß man mit enthusiastischer Freude seinen Freund oder Nachbar hieher gebracht zu haben oder von

ihm hergeführt worden zu seyn, wieder von ihm gieng. Man konnte sich doch rühmen, in Rapport, oder in gegenseitiger Action gewesen zu seyn. O warum hat unsere Akademie der Wissenschaften diese tröstliche Täuschung zerstört! Unser berühmter Abentheurer erdachte Magnete, um uns anzuziehen, Wannen, um uns mit einander zu vereinigen. Die Täuschung war süß. Prinzen, Geistlichkeit, Adel und Volk fanden sich täglich beim Arzt zusammen, während das ehemalige Direktorium uns alle Tage mit Gewalt zu dem Eide zwang, uns einander zu hassen.

Der Doktor, der die ganze Stadt mit Mystik überzog, war aber nicht blos Charlatan; er verstand sich auch vortreflich auf Räsonnement, das aus der Tiefe moralischer und physischer Wissenschaften geschöpft war. Da seine Absicht war, sich der Gemüther, insonderheit von solchen Menschen, die an moralischen oder Nervenkrankheiten litten, zu bemächtigen, so dachte er darauf, Magnetisir-Wannen

einzurichten, und um auf die Einbildungskraft noch bestimmter zu wirken, so gab er seinen Künsten die größte Ausdehnung und ließ eine große Menge Personen auf einmal ausdünsten. Er fieng seine Operation damit an, daß er oder seine Adepten die Hände auf den Kranken legten. Dann berührte, drückte oder rieb er solche Theile des menschlichen Körpers, die am reizbarsten und kitzlichsten sind, als den Magen, das Kreuz, den Unterleib, die Gegend der Leber oder des Grundarms, oder der Nieren. Fühlt man sich doch noch jezt, indem man nach sechzehn Jahren davon spricht, magnetisirt! Junge Frauenzimmer bekamen davon schreckliche Krisen und Konvulsionen. Berühmte Personen, z. B. die Herzogin von Fleury, die Damen Court-de-Gebelin, Bourgade Lechevin und andere, die von schwacher Gesundheit waren, giengen bei der Kur sogar darauf.

Um von der Wassersucht, der Lähmung, der Gicht, der Taubheit, Blindheit u. s. w.

geheilt zu werden, versicherte der Universalarzt Mesmer, dürfe er nur mit seiner Fingerspitze oder mit einem Stabe sein magnetisches Fluidum auf den kranken Theil hinströmen lassen. An seine Wanne waren Seile, Magnete, magnetisirte Eisenstangen befestigt, an welche die Kranken ihre leidenden Theile anlegten. Seine Eleven streichelten dann sänftlich mit den Händen drum her, und vertrieben durch bloßes Aufdrücken oder Reiben den Krankheitsstoff.

Greise, die die Farcen der Convulsionairs auf dem Kirchhofe von St. Medard, auf dem Grabe des Diaconus Paris mit angesehen hatten, mußten am Ende des 18ten Jahrhunderts noch die französische Leichtgläubigkeit bewundern, die einen Mesmer als Retter des menschlichen Geschlechts prieß.

Die Akademie der Wissenschaften und die königliche medizinische Societät erklärten ihn für einen verschmitzten Charlatan. Aber es erhob sich darauf zwischen den Mesmeristen und den

Akademiciens ein lebhafter Streit, der endlich die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zog. Der König ernannte Franklin, Bailly, den Doktor Guillolin, Leroi Darcet de Bory und Lavoisier, um die neue Theorie zu untersuchen. Nach den genauesten Untersuchungen mußte man gestehen, daß Mesmer ein Mann von Kopf sey, der die Kunst verstehe die Einbildungskraft zu spannen, Krisen und Konvulsionen durch Erschütterung des Nervensystems zu erregen; allein, diese Wirkungen einem animalisch-magnetischen Fluidum beizumessen, sey noch lange nicht erwiesen. Männer von Ruf wie Franklin, Bailly, Darcet, Guillotin, Lavoisier und Leroi öffneten dem Publikum endlich die Augen, und Mesmern blieben nur seine fanatischen Anhänger übrig, die nicht davon ablassen wollten zu glauben, daß Kranke vom bloßen Anschauen geheilt werden könnten, so wie man in den Zeiten der Unwissenheit glaubte, daß ein König von Frankreich nur seine Hand an einen Kropf legen dürfte, und

er müßte davon geheilt werden. Ja diese fanatischen Heilkünstler traten mit einigen Martinisten und Schülern von Cagliostro zusammen, und machten den Leuten sogar weiß, daß sie Todte wieder zum Leben erwecken und mit Cäsar, Cleopatra, Semiramis, Marc-Aurel, Heinrich dem 4ten ꝛc. nach Gefallen umgehen und speisen könnten.

Auch die Königin gehörte zu der Zahl seiner Anhänger; sie war seine Beschützerin und hatte ihm selbst die Herzogin von Chaulnes zur Kur zugeschickt. Aber unvermuthet fiel er in Ungnade. Die Ursach war, daß mehrere Damen in ihrem Somnambulismus der Fürstin ihre galanten Abentheuer, die Plünderung des königlichen Schatzes zum Vortheil Josephs des Zweiten vorgeworfen und ihr ganz bestimmt die Vergiftung von Vergennes beigemessen hatten. Briefe, worin dies alles behauptet wurde, kamen der Königin vor die Augen, und da sie ohne Zweifel Grund genug in ihrem Bewußtseyn fand, an diese Mittheilungen zu glauben,

so hatten Breteuil und die übrigen Anhänger der Königin nichts Angelegeneres als die Mesmeristen aus allen Kräften zu verfolgen. Allein die Häupter dieser Parthei, die mit Planen gegen den Hof umgiengen: Bergasse, d'Espremenil und der Herzog von Orleans verbanden sich gegen die Königin, mietheten ein besonderes Hotel um sich hier, unter dem Vorwande des thierischen Magnetismus mit dem politischen zu beschäftigen. Die Gesandten fremder Höfe, getrieben von diplomatischer Neugier, suchten Eingang in diese Logen zu bekommen, und nun erregte die Sache Besorgnisse bei der Regierung.

Hätten die Erleuchteten von dieser Sekte sich blos auf ihre mystischen Träumereien beschränkt, so würde die Geschichte ihre Narrheiten und Verirrungen, statt sie vor Gericht zu ziehen, mit Stillschweigen übergehen. Aber diese Schule theilte sich in mancherley Nebensekten, die das intellektuelle Gebiet verließen und wichtige Dinge dieser Welt in ein näheres

Interesse zogen. Man trieb den spaßhaften Ernst so weit, daß man die Großen mit Heinrich dem 4ten und Ludwig dem 14ten speisen und Unterhaltungen über wichtige politische Gegenstände, die man zur Sprache bringen wollte, veranstaltete. Für einen alten Libertin am Hofe war es ein Vergnügen, was sich immer so mitnehmen ließ, mit einer Semiramis, und Cleopatra, einer Sappho und Julie zu Nacht zu speisen, und zu Bette zu gehen; und eine Herzogin fand es sehr ergötzlich, eine Nacht mit Alexander oder Cäsar zu passiren. Daß die Alexanders und Julien aus dem Palais Royal waren, wird man von selber errathen.

Der Revolution giengen also Scenen, die von einer merkwürdigen Verstandesverirrung zeugten, unmittelbar vorher. Das Unbegreifliche dabei ist, daß es vernünftige Leute von ausgezeichnetem Stande und Erziehung gab, die an alle diese Betrügereien als an die höchste Wahrheit glaubten. Der verstorbene

König von — — war so mit Leib und Seele dafür eingenommen, und so krank an der Einbildungskraft, daß der große * * den Grafen Mirabeau ausdrücklich seines Neffen wegen aufgefordert haben soll, die Schrift: über Cagliostro und Lavater zu schreiben. Auch der Prinz * * soll darüber betrübt gewesen seyn, daß er seinen Neffen so tief in solchen Possen versunken sahe.

Ueber die Halsbandgeschichte.

Unter solchen Umständen schien Frankreich ein Feenland zu seyn, das von Kindern regiert ist. Aus Unbesonnenheit und Unerfahrenheit verwickelte sich die königliche Familie und die Regierung in die allerseltsamste Geschichte; ich meyne den berüchtigten Halsband-Prozeß. Eine Erzherzogin von Oestreich, eine Königin von Frankreich verfolgte dabei den Abkömmling

der Souverains von Bretagne in der Person des Kardinals Rohan, und das Haus Bourbon verurtheilte den letzten Zweig aus dem Hause Valois zur schändlichen Strafe des Staubbesens. Die erhabensten Personen des Staats drohten mit dem Henker, und der angesehenste Stand mußte in steter Furcht vor ihm schweben.

Ein verworfenes Geschöpf aus dem Palais Royal spielt bei dieser Geschichte die Rolle der Königin von Frankreich; und zwar wo und zu welcher Stunde? Im Park zu Versailles und in der Mitternacht. Was war der große Gegenstand, der die ersten Personen des Staats beschäftigte? Die Untersuchung über ein gestohlnes Halsband, das ehemals für die Madame Dubarry bestimmt gewesen war. Und mit welchen Menschen hatte man es zu thun? Mit Betrügern und Abentheurern, Villette, Bette d' Etienville, und andern von ähnlichem Gelichter. Wäre der Baron von Breteuil, der die Leitung dieser ganzen Sache

über sich nahm, nur einigermaßen klug und vorsichtig gewesen, so hätte er dieselbe gleich niedergeschlagen. Die Königin hatte nun gar den Kopf verlohren und ließ sich von blinder Wuth hinreißen, und einen Kardinal, den Groß-Almosenier von Frankreich selbst am Tage einer Hoffeierlichkeit im königlichen Pallaste (den 15ten August 1785 zu Versailles) arretiren.

Noch mißlicher machte der König die Sache dadurch, daß er sie in einen förmlichen Prozeß verwandelte; und den größten Fehler gegen sein eigenes Interesse begieng er dadurch, daß er die Sache bei vollem Hause des Parlaments untersuchen und entscheiden ließ. Ehemals hüteten die Könige sich wohl, dieser Versammlung, die auf das königliche Ansehen stets eifersüchtig sich bezeugte, und es beständig seiner Leidenschaft zum Opfer brachte, Sachen anzuvertrauen, die mit Staatsangelegenheiten in Verbindung standen. Aber es war nun einmal der Wille der Königin, den Kardinal

bestraft zu wissen, und so geschahe der Schritt: Aber weit eher würde sie ihren Zweck erreicht haben, wenn sie vom Parlement verlangt hätte, daß es ihn für unschuldig erklären sollte.

Die Halsbandgeschichte ist dem Wesentlichen nach bekannt; aber das, was dabei Geheimniß ist, ist noch hinter Wolken versteckt. Ich finde weder in der ganzen Geschichte der Königin, noch in ihrem Charakter irgend etwas, was mich berechtigen könnte, anzunehmen, daß sie das Halsband zu ihrer Disposition gehabt habe. Wenn es ihr so wenig kostete, sich Millionen aus dem Schatz zu verschaffen, wie ihre Feinde vorgeben, und wenn dies alles geschehen konnte, ohne daß sie dabei Nachtheil für ihren guten Ruf besorgen dürfe: so ist wohl schwerlich zu glauben, daß sie erst lange künst- Umwege gegangen seyn und verwickelte Intriguen angesponnen haben werde, um Diamanten von Bossange in ihre Hände zu bringen.

Wenn gleich das Gericht in seinem Urtheile die Unschuldigen von den Strafbaren

geschieden hat, so hat dennoch diese häßliche Geschichte einen großen Schatten auf das Andenken der Königin im Gemüthe vieler Menschen in Frankreich und in Europa geworfen. Nichts hat den Verdacht ausrotten können, daß die Königin, um sich das Halsband zu verschaffen, mit der Lamothe im Einverständniß gewesen sey. Der Kardinal Rohan hat nie aufgehört zu sagen, daß kein Einziger der Angeklagten bei der ganzen Verhandlung die reine Wahrheit gesagt habe, und dabei hinzugesetzt, daß er zwar Wahrheit gesagt habe, aber ohne jedoch Alles einzugestehen.

Bei dieser ganzen Geschichte mußte die Königin überzeugt werden, daß sie in der Achtung der Nation bereits sehr gesunken sey. Von allen Seiten her bezeugte man ein lebhaftes Verlangen, den Kardinal unschuldig zu finden, während Personen, die mit der Königin in näheren Verhältnissen standen, laut sagten, man werde den Kardinal aufs Schafott schikken. In der That bewieß sich die Königin

bei ihrer eigenen Sache so eifrig, daß sie sogar nach Paris kam, um mit den Parlamentsräthen darüber mündlich zu deliberiren; auch gewann sie einige Stimmen, die den Kardinal für schuldig erklärten. — Allein die Mehrheit des Parlaments war für seine Unschuld. Zehn tausend Menschen aus allen Ständen harrten an allen Eingängen und Sälen des Pallastes auf den entscheidenden Ausspruch des Parlaments, und überhäuften endlich die Mitglieder mit aller ersinnlichen Beifallsbezeugung, in der That weniger um sich dem Prälaten, der nichts Populaires hatte, angenehm zu bezeugen, als um die Königin indirekt zu kränken. Marie Antoinette hätte also wohl wissen können, daß es Gefahr habe, das Parlament, von dem sie verabscheut war, zum Werkzeug ihrer Rache brauchen zu wollen; allein statt sich an die öffentliche Meinung zu kehren, ließ sie den Kardinal eigenmächtig in die Bastille führeu, wie auch das Urtheil über ihn ausfallen mogte. Das Volk aber ließ sich dadurch nicht irre

machen; es begleitete ihn im Triumpf zur Bastille, überhäufte ihn mit Glückwünschen, und ließ ihn nicht eher aus dem Gesicht, als bis sich die Thore hinter ihm schlossen.

Der Haß der Königin brachte dem Kardinal noch einen Vortheil. In seiner Verbannung auf einer Abtei in den Gebürgen von Auvergne, ward er zum Deputirten der Generalversammlung (états generaux) ernannt. Hieraus konnte die Königin von neuem abnehmen, in welchem Grade sie in ganz Frankreich, an ihrem eigenen Hofe, in der Hauptstadt und selbst mitten in den entferntesten Provinzen verhaßt war.

Maurepas.

Dieser erste Minister des jungen Königs Ludwigs des 16ten wußte sein Zutrauen dadurch zu gewinnen, daß er ihm allerhand empfindsame Anekdoten von seinem Vater, dem Dauphin, für dessen Andenken er große Verehrung hegte, vorerzählte, und ihm aus Grundsatz nie geradezu widersprach. Er wußte es allemal so einzurichten, daß der König in den wichtigsten Angelegenheiten des Staats selber zu entscheiden schien, während er Alles, nach dem durchdachtesten Plan von fern und ganz unmerklich so einzuleiten wußte, wie er wollte, daß die Entscheidung ausfallen sollte. Wenn er des Königs Unterschrift zu einer Sache haben wollte, wovon er wußte, daß der König sie nicht gern geben würde, so kam er nie gerade mit der Sache heraus, sondern er sprach von den Engländern, von Spanien, vom deutschen Kaiser und was diese von der Sache, die

er bezweckte, für Schaden oder Gewinn haben würden, und ohne Weigerung gab dann der König seine Unterschrift, sie mogte auch noch so sehr seiner eigenen Ueberzeugung entgegen seyn. Ja sein Vertrauen und seine Güte gegen diesen Minister gieng so weit, daß, selbst wenn der erwartete Erfolg fehl schlug, er ihm nicht den geringsten Vorwurf darüber machte. Er räumte ihm sogar ein Zimmer dicht neben dem seinigen ein, um ihn in jedem Augenblick gleich bei der Hand zu haben, und hier begab er sich oft hin, um mit ihm zu arbeiten. Der Hr. v. Maurepas war also in der That Premierminister in der ganzen ausgedehnten Macht, ohne sich um den gefährlichen Glanz, der diese Stelle öffentlich umgab, bemüht zu haben.

Es leuchtete aus Allem hervor, daß er, wenn er einst müßte, vom Schauplatz ohne großes Aufsehen und Geräusch abtreten wolle. Der Hauptzug seines Charakters war Bescheidenheit. Als ein Künstler einmal seiner Frau mehrere Skizzen von einer Denkmünze vor-

legte, die die Familie ihm zu Ehren prägen lassen wollte, so entfernten der Abbe' Veri, Frau von Maurepas und die genauesten Freunde des Hauses von der Ausführung dieser Idee Alles, was nach Schmeicheley hätten aussehen oder im orientalischen Styl erscheinen können, sowohl in Absicht der Inschriften als der Figuren. Blos die Skizze von Gatteau, welche den Gott des Stillschweigens vorstellte, der einem Lobredner den Mund schloß, erhielt den Vorzug. Diese Idee hatte besonders den Beifall der Frau von Maurepas, weil sie, wie sie sagte, die Bescheidenheit ihres Mannes vollkommen bezeichne, der nichts lebhafter wünsche, als daß man nie von ihm reden mögte.

Herr von Maurepas betrug sich bei Hofe mit Feinheit und Anmuth; wer nur einigermaßen mit ihm genauer in Bekanntschaft war, dem wußte er etwas Artiges und Verbindliches zu sagen. Gegen andere hingegen war er zurückhaltend und vorsichtig, aber darum nicht minder honett und artig. An Eingezogenheit und

Einfachheit, während seines langen Exils, gewöhnt, änderte er weder seinen Ton noch seine Mannieren am Hofe. Er nahm mit einem sehr mäßigen Gehalt vorlieb, um gemeinschaftlich mit dem Könige, der einen natürlichen Hang zur Sparsamkeit hatte, zur Verbesserung der Finanzen, die ihm am Herzen lagen, mitzuwirken.

Wie er erst den Charakter des Königs genau erforscht hatte, und im Besitz seines vollen Vertrauens war, gieng sein Bemühen unausgesetzt dahin, die schwachen Seiten dieses Fürsten vor dem Augen des Publikums verborgen zu halten. Dadurch erzeigte er dem Staate unstreitig eine große Wohlthat. „Der König ist gut und gerecht, ein Freund der Ordnung und will dem Volke wohl" das war stets sein Urtheil, wenn er von diesem Fürsten sprach. Sehr richtig schloß er, daß den Franzosen kein größeres Unglück begegnen könne, als wenn man wisse, daß ihr König schwach und Willenlos sey.

Uebrigens war es aber ein großer Fehler von Maurepas, daß er sich in seinem letzten Ministerium gegen die wandelbaren Meinungen der Hauptstadt viel zu nachgiebig bewies. In ehemaligen Zeiten zwang die Regierung diese Stadt, sich nach dem Geschmack, der Mode, den Grundsätzen und Meinungen des Hofes zu bequemen. Es war damals genug, daß in einem Pamphlet, einem Gassenhauer, oder durch üble Nachrede ein von dem regierenden Minister beschützter Staatsbeamter öffentlich angegriffen wurde, und seine Beförderung zu einem höhern Posten blieb nicht aus. Allein unter Maurepas, der es immer gern Allen recht machen, jedem Gewitter ausweichen und die Partheien neutralisiren wollte, gieng der Hof in seiner Gefälligkeit gegen die Hauptstadt so weit, daß er sich nach ihren Urtheilen und veränderlichen Wünschen bequemte. Diese Nachgiebigkeit des Ministeriums verrieth mehr als zu sehr die Schwäche der Regierung, und legte den ersten Grund zu ihrem Umsturz.

In Paris hatten sich bereits Gesellschaften gebildet, die unter dem bestimmtesten Einfluß der Philosophen und Neuerungssüchtiger Köpfe standen; diese bestritten unaufhörlich das Ansehen und den Geist der alten schwachen Regierungsverfassung. Hier hätte Maurepas Kraft zeigen sollen. Aber er schwankte furchtsam hin und her. Statt wie die vormaligen Minister, welche die Hauptstadt schon zu zwingen wußten, den Beschlüssen des Staats Nachdruck zu geben, die öffentliche Meinung nach seinem Willen zu beherrschen oder gar keine Rücksicht darauf zu nehmen, trat der umgekehrte Fall ein und so gewann die Meinung der Hauptstadt die Oberhand über den Minister. Und so kam es, daß nicht der Hof von Versailles die gegenwärtige Generation regierte; sondern diese vielmehr den Hof nach Willkühr lenkte.

Wenn etwas, so bewieß dieses, daß eine Revolution im Anzuge war.

Vergennes.

Der Graf von Vergennes wurde unmittelbar vom Könige, ohne den geringsten Einfluß von Maurepas, nur mit einigem Antheil der Madame Adelaide, ins Ministerium berufen. In den Memoiren des verstorbenen Dauphin war von ihm als von einem friedliebenden, weisen und in die Angelegenheiten des Hauses Bourbon frühe schon eingeweiheten Staatsmann gesprochen worden. Der König, des festen Entschlusses, einen solchen Mann den Intriguen und Kabalen der Partheyen entgegen zu stellen, welche Maria Theresia und der Kaiser mit aller Gewalt in Frankreich einzuführen strebten, fertigte selbst, noch ehe Maurepas zu ihm kam, zwei Kouriere ab; den einen an Dumuy, den andern an Vergennes, der damals Gesandter in Stockholm war. Der Herzog von Choiseul hatte ganz Europa mit dem Rufe von seinem kühnen Geiste erfüllt;

noch immer fürchtete der König diesen unternehmenden und unruhigen Kopf; er wollte ihm also einen Minister gegenüber stellen, der einen ganz verschiedenen Weg einschlüge und von entgegengesetztem Charakter wäre, vorzüglich aber einen Minister, den Choiseul in Mißkredit gebracht und den er hatte erniedrigen und lächerlich machen wollen, indem er ihn nach seiner Verbindung mit der Demoiselle Duvivier, einer vorgeblichen Sclavin, von Constantinopel abrief, und ihn nach Bourgogne schickte.

Um Ludwig den 16ten aus dem Grunde zu kennen, darf die Geschichte nie sein stilles und festes Bemühen, womit er das politische Interesse seines Hauses gegen den Kaiser aufrecht zu erhalten suchte, aus dem Auge verlieren. Was man an ihm sogar merkwürdig finden muß, ist, daß seine Festigkeit in diesem Punkt, so unverträglich sie auch sonst mit einem schwachen Gemüth ist, dennoch mit seiner gro-

ßen Schwäche in andern Staatssachen bestehen konnte.

Ganz natürlich befand sich Vergennes mit dem Könige bei dieser seiner Gesinnung wohl, eben so wie Maurepas. Beide zogen von seiner übereinstimmenden Abneigung gegen Oestreich, Vortheil, und sorgten dafür, daß bei dem Mißtrauen, das ihm sein Vater gegen das Haus Oestreich eingeflößt hatte, erhalten wurde. Daher die immerwährende Unmacht der Königin und aller Intriguen der Choiseulschen Parthei gegen Vergennes und Maurepas, daher ihre vergeblichen Versuche, sie aus dem Ministerium zu entfernen.

Daher der verhaltene Kampf am Hofe zwischen der Parthei des verstorbenen Dauphins und der Königin, oder, welches eins und dasselbe sagt, zwischen der Parthei Choiseuls und der alten französischen Diplomatie, die auf die bloße Defension eingeschränkt war, weil der König weder mit dem Wiener Hofe brechen, noch es zu einer Verbindung Oestreichs

und Englands kommen lassen wollte, um etwa wie 1740 genöthigt zu werden, mit Friedrich eine Verbindung eingehen zu müssen, der für einen König galt, auf dessen moralische und eigennützige Politik, seit seinem Abfall im Feldzuge von 1741, kein Verlaß zu nehmen war.

Daher die sorgfältigen Bemühungen Vergenne's, die Papiere und die Details der geheimern Politik des verstorbenen Dauphins von Frankreich, des letzten Bourbonischen Zweiges, der noch den alten diplomatischen Grundsätzen von Frankreich in aller ihrer Reinheit anhieng, vor den Augen der Königin geheim zu halten, und sie von aller Kenntniß derselben auszuschließen. Ludwig der 16te war wirklich so ängstlich in Bewahrung dieser Geheimnisse, daß die Königin niemals, auch nicht einmal den Ort erfuhr, wo diese Papiere und die Memoiren von Vergennes aufbehalten wurden, in welchen er von Zeit zu Zeit den König in diesen seinen Grundsätzen zu bestärken suchte.

Daher die ewigen Quälereyen der Königin und die frevelhaften Mittel, die sie mehrmals anwandte, dem Könige das Geständniß von Sachen der Politik, die sie zum Besten ihres Hauses wissen wollte, abzupressen. Man erinnert sich, daß die Parthei von Vergennes ganz laut sagte, sie gebe ihm berauschende Getränke, um in der Trunkenheit von ihm Dinge herauszulocken, die sogleich dem östreichischen Gesandten, Grafen Mercy berichtet wurden. Dasselbe behauptete die Faktion Orleans, nur sagte sie, geschähe es aus dem Grunde, um den königlichen Schatz zu leeren und ihren Bruder zu bereichern.

Daher ferner die kleine Treppe, die der König in seinem Privatzimmer anlegen ließ, um heimlich sich mit der Madame Adelaide in Verbindung zu setzen und sich bei ihr in dringenden Fällen, um die Niemand wissen sollte, Raths zu erholen und vorzüglich bei ihr Trost zu suchen, welchen sie ihm auch noch beim Ausbruch der Revolution 1789 ertheilte.

Daher die geheimen Memoiren, die Vergennes dem Könige zustellte und die er aus Vorsicht selbst wörtlich entwarf und mit eigener Hand abschrieb, in welchen der Minister den Tag vorher, ehe Joseph als Erzherzog von Oestreich nach Versailles kam, dem Könige Alles genau vorher sagte, was Joseph und seine Brüder ihm zum Nachtheil Frankreichs vorschlagen würden, und worin er ihm zugleich die Antworten in den Mund legte, die er in jedem vorkommenden Falle zu geben habe.

Daher jene geheime Korrespondenz zwischen dem Könige und dem Minister, von welcher man bis auf den heutigen Tag nichts gewußt hat, in welcher Vergennes den Fürsten in steter Aufmerksamkeit auf die Person und die Plane der Königin erhielt. Diese Korrespondenz hielt der König sorgfältig in seinem Privatzimmer dicht unter seiner Werkstatt verborgen, und der Minister bewahrte den Schlüssel davon in seinem Sekretaire. Erst einige

Tage vor seinem Tode schickte er ihn dem Könige zu. — —

Daher der vertrauliche Ton, auf welchem der Graf mit dem Könige stand, und der so weit gieng, daß beide sich ohne Rückhalt über die tadelnswürdige Anhänglichkeit der Königin an ihrem Hause ihre Bemerkungen mittheilten, und daß der König ausdrücklich noch Kourire an Vergennes schickte, um ihm zu stecken, daß er von diesem und jenem, was er vor der Königin geheim halten wollte, besonders die Geschichte mit Baiern, ja nicht das Geringste verlautbaren sollte.

Daher jene enge und unauflößliche Verbindung zwischen Maurepas und Vergennes, welche sich durch den Haß der Königin nur noch enger zusammen zog. — —

Daher der leichte Ton, mit welchem dieser Minister von den Intriguen der Königin, die sein Verderben bezweckten, sprach. Er hielt sich von der Zuneigung des Königs so überzeugt, daß er bei jeder Gelegenheit sich erlaubte,

über die vergeblichen Versuche der Königin, ihn zu stürzen, witzige Anmerkungen zu machen.

Daher sein wenig bekanntes Bonmot, als beim Tode Maurepas die Königin ihre Intriguen verdoppelte, um ihn um das Vertrauen des Königs zu bringen. „Man weiß „nicht, daß ich das Gelübde gethan habe, auf „meinem Ministerposten zu sterben,“ was seit Jahrhunderten nicht der Fall gewesen war. Uebrigens that Vergennes gegen Maurepas, den Prinzipalminister, immer, als wenn er unter ihm arbeite, und hielt sich durch dies Verhältniß im geringsten nicht beleidigt; auch war er darauf gar nicht eifersüchtig, daß Maurepas von den Arbeiten im Fache der auswärtigen Angelegenheiten dem Könige stets in seinem eigenen Namen Bericht abstattete und selbige für die seinigen ausgab. Vergennes Talent und Maurepas Nullität im politischen Fache waren so anerkannt, daß bei dieser Gelegenheit der Graf Aranda nach Madrid schrieb,

er treibe scherzhafte Unterhaltung mit Maurepas und negociire mit Vergennes.

Daher die immer anwachsende Feindseligkeit der einen Parthei gegen die andere, die so weit gieng, daß die Anhänger von Vergennes kein Bedenken trugen laut zu sagen: Vergennes sey durch die Machiavelistischen Ränke der Königin mit Gift aus der Welt geschafft worden!

Daher die Beschuldigung von Seiten der Parthei Lomenie's und der Königin, die Vergennes noch nach seinem Tode gemacht wurde, er habe auf Unkosten des Staates Millionen angehäuft.

Und daher endlich die Gegenwirkung der Anhänger von Vergennes, die eben dieselbe Beschuldigung auf die Königin brachten und sich an die Orleanisten anschlossen, um gemeinschaftlich der Nation zu beweisen, daß die Königin mit Leib und Seele Oestreicherin sey, daß sie die Staatseinkünfte vergeude und mit

unserem Gelde den Kaiser, ihren Bruder, bereichere.

Das Merkwürdige bei diesen Gehässigkeiten am Hofe ist, daß der König, als Zuschauer von allen diesen Debatten und gegenseitigen Anklagen darum nicht aufhörte, die Königin und seinen Minister zu gleicher Zeit lieben, diesem sich anzuvertrauen und gegen jene seine bestimmten Maßregeln zu nehmen, um sein Kabinet gegen die Unternehmungen des Wiener Hofes beständig auf seiner Huth zu erhalten. Man wird dies bei Gelegenheit der Streitigkeiten wegen der Schelde deutlich wahrgenommen haben, wo Ludwig der 16te seinen Charakter gegen den Ehrgeiz Josephs des Zweiten standhaft zu behaupten wußte, indem er ihn nöthigte, von seinen Ansprüchen abzustehen und sich mit einer Geldsumme begnügen zu lassen. Eben so wird man es in der Baierschen Angelegenheit bestätigt finden, wo das Haus Oestreich durch die drohende Stellung Frankreichs von der einen, und Fried-

richs von der andern Seite, genöthigt wurde, seinem Lieblingssystem, sich durch ein Land, nach dessen Besitz es seit Jahrhunderten schon strebte, zu vergrößern und selbiges seinen Staaten einzuverleiben, wieder zu entsagen. Man wird die Wahrheit davon bei der Theilungssache von Pohlen erkennen. Als das östreichische Kabinet das unsrige darüber vergebens sondirt hatte, mußte man das System wieder aufgeben und man wagte es nicht eher selbiges wieder hervorzusuchen, als zu einer Zeit, wo Frankreich mit Oestreich im Kriege begriffen war. Endlich in den türkischen Angelegenheiten, deren Frankreich sich unter Vergennes mit solchem Nachdruck annahm, daß Oestreich und selbst Rußland von dem Projekt, ein bewaffnetes Bündniß gegen die Pforte zu schließen, wieder abstehen mußten.

Herr v. Vergennes, obgleich von Natur kleinmüthig und unentschlossen, gab also dadurch dem Kabinet von Versailles Energie und einen großen Charakter, daß er, trotz alles Einflusses

der Königin und trotz des eigensinnigen Charakters ihres Bruders, Oestreich nöthigte sich auf die Grenzen der Mäßigung zu beschränken und sogar die Vertheidiger übertriebener Grundsätze zu Gunsten Oestreichs im Lande selbst zur Strafe zog. Man schickte Linguet in die Bastille, nicht als unruhigen Aristarch, sondern als geheimen östreichischen Agenten, weil er sichs einfallen ließ, der Vertheidiger der Ansprüche dieses Hauses auf die Schelde und der übrigen diplomatischen Projekte desselben zu werden.

Muy.

Der Graf von Muy ist von allen Ministern Ludwigs des 16ten derjenige, den die Geschichte mit den größten und verdientesten Lobeserhebungen nennen wird. Er war ein Mann von einem sanften Charakter, von unbescholtenen Sitten und von einer seltenen Festigkeit in seinen religiösen und politischen Ueberzeugungen. Als Freund des verstorbenen Dauphins hatte er sich den Ruf eines tugendhaften und ehrliebenden Mannes erworben, und dieser ist ihm bis auf den heutigen Tag geblieben.

In der letzten Regierungszeit Ludwigs des 15ten hatte er die Ministerstelle ausgeschlagen; aber unter seinem Nachfolger nahm er den Posten eines Kriegsministers ohne Widerrede an. Mit allem Recht nannte man ihn den Montausier am Hofe Ludwigs des 16ten; denn nie wich er bei allen seinen Unternehmungen von dem Tone der Anständigkeit,

der Rechtschaffenheit und der Feinheit, der am Ende der vorigen Regierung etwas so Seltenes gewesen war. Als man ihm im Jahre 1771 das Ministerium antrug, gab er zur Antwort, seine Grundsätze erlaubten ihm nicht, diesen sonst ehrenvollen Posten anzunehmen, und es sey ihm schlechterdings unmöglich, der Frau v. Dubarry die Kour zu machen. Wirklich hielt er es seinen religieusen Grundsätzen, von welchen sein Herz durchdrungen war, zuwider, mit einer Maitresse des Königs sich in Verbindungen einzulassen.

Vierzehn Tage zuvor, ehe er sich der grausamen Operation des Steinschnitts unterwarf, ließ er den Denkstein bereiten, unter welchem er zu den Füßen des Dauphins, Vaters Ludwigs des 16ten, begraben zu seyn wünschte. Als er den Tag vor der Operation von dem Könige Abschied nahm und ihm sagte, wie er Alles in seinem Büreaux in Ordnung habe, um seinem Nachfolger keine Lücken in den Geschäften zu lassen, umarmte ihn der König mit

Thränen in den Augen und wünschte ihm zärtlich eine baldige Wiederherstellung. Muy überzeugt, daß er nicht durchkommen würde, bereitete sich zum Tode, nahm das Sakrament und, ohne seiner Frau ein Wort davon zu sagen, ließ er dem Chirurgus sogleich darauf die Operation vornehmen. Aber der Zufall wollte, daß sie gerade in dem kritischen Moment ins Zimmer treten mußte; sie stieß *einen* Schrey aus — der Wundarzt fehlte und da die Wunde sich schnell inflammirte, so starb der Minister kurz darauf unter Konvulsionen.

Der Marschall du Muy hat der Republik in dem General einen Sohn *hinterlassen*, der unsere Armeen seit 1792 nicht verlassen, sie mit Muth, Eifer und Treue kommandirt und selbst den Feldzug mit Bonaparte in Egypten gemacht hat.

Turgot.

Turgot hatte in seinem Aeußern etwas Einfaches aber Angenehmes, und in seinen Grundsätzen wie in seinen Sitten viel Aehnliches mit seinem vertrauten Freunde Malesherbes; mit dem Unterschiede jedoch, daß er, sobald von seinen Systemen die Rede war, sich ungestüm, hart und strenge bewieß und auf seinen Kopf beharrte; während dieser sanft, bis zur Schwachheit nachgiebig, gutherzig und tolerant war.

In großen und zahlreichen Gesellschaften war Turgot in seinen Aeußerungen so wie in seinem ganzen Benehmen ängstlich und furchtsam; aber im Conseil war er dafür desto muthvoller und in seinen Planen desto kühner. Er hatte von der ersten Kindheit an, eine seinem Stande gemäße und ausgezeichnete Erziehung erhalten und sich frühzeitig mit Eifer auf die Kenntnisse gelegt, die zu den höchsten Civil-

stellen führen. Aber indem er sich mehr dem Cabinet als dem Studium des menschlichen Herzens widmete, erlangte er eine größere Vollkommenheit in wissenschaftlichen Dingen, als in der Kunst, die Menschen kennen und regieren zu lernen. Das große Buch der Welt kannte er gerade am wenigsten.

Er war 47 Jahr alt, als er ins Ministerium kam. Sein Name erinnerte an die Verdienste, die sein Vater sich um die Verwaltung der Hauptstadt erworben hatte. In seiner Kindheit schon zeigte er, was er einst seyn würde. Er kaufte armen Schülern Bücher, um ihnen Mittel zu verschaffen, etwas zu lernen. Er war bescheiden, einfach, gesetzt in allem seinen Thun, überlegt und von stiller, furchtsamer Gemüthsart. Seine natürlichen Eigenschaften waren dem Charakter seiner glänzenderen Jugendgenossen so entgegen gesetzt, daß er seit seinen frühesten Jahren sich mit den Meinungen und Sitten seines Jahrhunderts im Widerstreite befand. Hätte die Natur ihm

zugleich die Gabe der Gewandheit und jene Eigenschaften ertheilt, die den Hofmann auszeichnen, so würde er nicht allein die Reformation, die er nachher zur Tilgung der Mißbräuche in der Staatsverwaltung vornahm, bei Zeiten gehörig und nach ihrem ganzen Umfange erwogen, sondern er würde sie auch unfehlbar durchgesetzt und auf seinem Posten über allen Widerspruch und alle Gegenwirkung vollkommen den Triumpf davon getragen haben.

Die Philosophie, die schon lange große Umkehrung in den Meinungen von fernher vorbereitet hatte, erhob in Frankreich gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ihr Haupt gegen die Kirche. Unter diesen Umständen wurde Turgot von seinen Aeltern zum geistlichen Stande bestimmt. Er vollendete seine Studien zu St. Sulpice und wurde Prior der Sorbonne. Der Verfasser seiner Memoiren sagt, daß er sich in dieser Laufbahn in aller Hinsicht, besonders aber durch ungeheuchelte Frömmigkeit ausgezeichnet habe. In

einer festlichen Gelegenheitsrede, die er halten mußte, handelte er mit vieler Beredsamkeit „von dem Nutzen, der den Völkern aus der christlichen Religion erwachsen ist.“ Diese Anekdote giebt einen merkwürdigen Zug für die Geschichte, weil Turgot in der Folge der Feind eines Kultus wurde, den er unaufhörlich als ein unnützes Werk des Aberglaubens verfolgte.

In einem zweiten noch ungedruckten Werke, das Turgot in seinem drei und zwanzigsten Jahre schrieb, stellte er eine Lehre auf, zu welcher sich jetzt alle schöne Geister unserer Republik bekennen, wiewohl sie ihren ersten Urheber derselben anzuführen vergessen. Es ist nehmlich die Lehre von der Perfektibilität, die er in diesem Werke entwickelte *). Er stellt

*) Der Titel desselben ist: Tableau des progrès de l' Esprit humain depuis le premier état de l' homme presque sauvage jusqu'à nos jours, et de ce qu'on doit en attendre de l'avenir.

darin die ersten Völker Asiens als die Schöpfer der Wissenschaften auf. Die Vollkommenheit der schönen Künste hält er durch die Natur begrenzt, aber das Fortschreiten der Wissenschaften erscheint ihm unendlich. Er zeigt, daß für die mechanischen Künste selbst in den finstern Zeiten der Unwissenheit merkwürdige Entdeckungen gemacht werden, weil Handwerker unaufhörlich fortarbeiten, Versuche machen und vorhandene Erfahrungen immerwährend bestätigen. Das Fortschreiten der Wissenschaften erklärt er aus der immer wachsenden Perfektibilität des menschlichen Geschlechts, welche er für durchaus unbestimmbar hielt und woraus er sich einen Lehrsatz bildete, den er in der Folge niemals aufgab, und den er seiner ganzen philosophischen Staatsverwaltung zum Grunde legte. In eben diesem Werke sieht er klar vorher und sagt es sogar bestimmt voraus, was wir hinterher mit unsern eigenen Augen gesehen haben, nehmlich die Trennung der englischen Kolonien von ihrem Mutterlande

und bemerkt dabei, daß diese Begebenheit die Freiheit des Handels ausdehnen und den Rechten freier Völker Respekt verschaffen würde. Dies Werk kann man als den Vorboten seiner künftigen Laufbahn ansehen, die er zu betreten gedachte. Condorcet hat dieses System späterhin in einem Werke, das der National-Convent nach dem 10ten Thermidor drucken ließ, weiter auseinander gesetzt.

Der tugendhafte Turgot sahe die Folgen nicht vorher, welche das System der Perfektibilität auf die Politik und Staatsverwaltung eines monarchischen Reichs haben mußte, worin so unendlich viel, wie er es selber nannte, Mißbräuche und Laster herrschten. In der ersten Zeit seines Ministeriums ließ er sich zu ausschließend von Grundsätzen des Naturrechts leiten, und gab, bei jedem Widerstreit mit dem positiven Rechte, was in Frankreich doch nun einmal eingeführt war, vorzugsweise der Idee vom natürlichen Rechte der Völker Gehör. Ganz unstreitig ward dadurch der Erfindung

von einer Erklärung der Rechte des Menschen der Weg gebahnt. Saint-Priest, der Vater, Intendant von Languedoc, den ich über Turgot sprach, sagte mir: „Wenn dieser „Mann seinen officiellen Berichten eine erhabene „Einleitung im Geiste des Puffendorf und „Grotius versetzte, so waren seine Folgerungen, „die er daraus zog, meist unrichtig. In einem „blühenden monarchischen Staate, der sich in „Ruhe befindet, ist der Ungehorsam eines „Staatsbeamten gegen die ausdrücklichen Ge„setze, zu Gunsten eines heiligeren Rechtes „der Natur, ein offenbares Verbrechen; und „der größte aller Mißbräuche in einem großen „Staate ist, eine Reform anfangen zu wollen." So dachten damals die Intendanten ganz allgemein über Turgot und seine Theorie. Aber sein Vollkommenheits-System war nun einmal bei ihm so fest und sein Reformationseifer so groß, daß er mit Verachtung auf die passive Rolle der gewöhnlichen Staatsbeamten, die er alle Leute von bloßer Routine nann-

te, herabsahe und sich stolz von der bekannten und gebahnten Straße entfernte, um seine Idee von strengerm Rechte gerade aus, auf ungebahnten Wegen zu verfolgen. Hieraus lassen sich seine Grundsätze über den Handel und Ackerbau, über die Geschwornengerichte, über das Manufakturwesen und die Formen der Staatsverwaltung erklären, die er 1775 einführen wollte, und die, wäre ihm der Versuch gelungen, ohne Zweifel schon damals die Revolution von 1789 herbeigeführt haben würden.

Uebrigens hatte Turgot einen Charakter, der sich weder beugen noch lenken ließ. Er verstand weder die Kunst zu negociiren, noch, was den gewandten Staatsmann bezeichnet, die gehörigen Nebenwege einzuschlagen, durch welche sich oft die unmittelbaren Unterhandlungen ersetzen lassen, und die in der Politik gewöhnlich am ersten zum Ziel führen. Er war fest, unbezähmbar in der Ausführung seiner Entwürfe. Maurepas, dem dieser Charakter im Wege stand, wurde nicht ohne Eifersucht

den Einfluß desselben auf den Geist des Königs gewahr, und ihm war gar nicht damit gedient, daß Turgot dem Könige unaufhörlich von Bil„ligkeit, von unglücklichen Zeiten und von einem Beklemmungszustande des Volkes“ vorsprach. Er fürchtete, und nicht ohne Grund, daß der König, von Natur zum Wohlwollen geneigt und mit Widerwillen gegen die Sittenlosigkeit der Großen erfüllt, sich von ihm abwenden und sich einem devoten und philosophischen Jansenisten, mit dem sein eigener Sinn mehr zusammen traf, in die Arme werfen würde; daß er endlich, von Turgot regiert, in den Sitten und in der Staatsverwaltung eine Strenge einführen würde, wovon Maurepas glaubte, daß sie sich nicht für den Charakter der Franzosen passe. Sein Sturz wurde also beschlossen, und um so leichter bewerkstelligt, da die Königin ihn von Grund aus haßte, und der König seiner Reformationsplane gänzlich überdrüßig wurde und sie für höchst gefährlich zu halten anfieng, auch alle Minister, die gesammte Geistlichkeit, der

Hof und Adel und der gesammte Bürgerstand gegen ihn waren.

Der Graf Saint-Germain.

Den Grafen Saint-Germain muß die Geschichte als einen sonderbaren und ausserordentlichen Mann aufstellen, der seinen Ruf seinen üblen wie seinen günstigen Schicksalen zu danken hat. Keinen einzigen Gegenstand sahe er mit kaltem Blute an, und Beobachtungsgabe war nicht seine vorzüglichste Eigenschaft. Auf Alles trug er Empfindung über; alles wurde für ihn Schmerz oder Vergnügen. Ein solcher Charakter ist doch wohl der unpassendste für einen Minister. In dem, was andern Menschen Freude oder Betrübniß macht, war es anders. Was am Hofe Genuß gewährte, war für ihn ein Gegenstand einer bittern Empfindung. — Er schaltete und waltete willkührlich mit dem

Kredite, den ihm der junge Monarch zugestand, so wie er mit seiner Jugend und seiner Unerfahrenheit sein Spiel trieb; ja er mißbrauchte die Hingebung des jungen Königs, um seinen geheimen Leidenschaften und seiner Rachsucht ein Opfer zu bringen. — Ludwig der 14te würde diesem General sicher nicht die Aufsicht über seine Armeen anvertraut haben.

Er hatte zwar niemals das Oberkommando über französische Truppen geführt; aber sich stets im zweiten Grade ausgezeichnet. Während des Gefechts war er bei kaltem Blut, ein ruhiger Beobachter, drang mit seinem Blick weit vor, und hatte das Glück stets auf seiner Seite. Seine Dreistigkeit und lebendige Thätigkeit kündigte den geschickten General an. Er durchsahe die Plane der Feinde; mit einem einzigen Blick wußte er, was vom Terrain sich für Vortheil für seine Plane zeichnen ließ. Er tappte nie unsicher umher, sondern überschaute Alles mit dem Blick des Adlers. Er brauchte sehr wenig Zeit um Plane zu ent-

werfen und auszuführen. Wenn im siebenjährigen Kriege unsere Truppen nicht durch den tapfern und gewandten Friedrich gänzlich niedergehauen wurden, so hat man es der Einsicht und dem Muthe des Untergenerals Saint Germain zu verdanken.

Saint-Germain hatte, wie ein Mann von vielem Geiste sagt, von dem ich die Nachrichten von seinen Feldzügen habe, einen fast unerklärlichen Charakter, der ein Gemisch von guten und schlechten Eigenschaften enthielt, die sich einander geradezu widersprechen und sich gegenseitig aufzuheben schienen. Er zeigte Stärke und Schwäche, Ruhe und Unruhe des Geistes, Vertrauen und Mißtrauen, Selbstsucht und Liebe zum allgemeinen Besten; er war dankbar, und wieder in hohem Grade undankbar, sanft und wiederum scharf und spitzig, empfindsam und hart, billig und ungerecht, ehrlich und treu, und wieder unzuverläßig und trügerisch. Seine Vorgesetzten wie seines Gleichen glaubte er im allgemeinen Bunde gegen sich

begriffen; kurz sein Charakter hatte viel Aehnlichkeit mit dem von J. J. Rousseau. — Seit dem 12ten December 1775 bis zum 18ten Oktober 1777 ließ er den König vier und funfzig Befehle, Reglements und Deklarationen unterzeichnen, die eben sowohl von der völligen Nullität Ludwigs des 16ten, als von seinem unruhigen und veränderungssüchtigen Gemüthe zeigen.

Um ihn endlich durch ihn selbst mit einem Zuge zu zeichnen, so darf man nur wissen, daß er ein Landgut auf der Seite von Raincy kaufte und gleich damit anfieng die Bäume niederhauen zu lassen, den Garten umzukehren und das Schloß zu demoliren. Dadurch zerstörte er für 100000 Thaler an Territorialwerth, und ihm blieb nichts übrig als der Boden und Ruinen. Ein sprechendes Bild der Reformen, die er in der Monarchie einzuführen gedacht hatte.

Malesherbes.

Herr von Malesherbes war von einer Aufrichtigkeit, Geradheit und Natürlichkeit, die gegen sein Zeitalter einen großen Abstich machte und für einen Minister etwas sehr ungewöhnliches war. In seinem Gespräch war auch nicht die geringste Spur von jenen Künstlichkeiten der Konvenienz anzutreffen, die man sich doch einmal in der Gesellschaft einander zu Gute hält. Reine, schlichte Natürlichkeit war die Hauptzierde seines Geistes; man sahe, wie seine Gedanken und Empfindungen sich ohne Mühe und Anstrengung und ohne alle Vorbereitung entwickelten. Ich habe ihn sehr lustig, bisweilen sogar wie ein Kind spielend und tändelnd auf dem Schlosse Malesherbes gefunden. Bisweilen aber auch gieng seine Naivetät in Energie über. Er hatte Gemüthserhebungen, die den Ausbrüchen der Empfindung glichen, wie man sie an Künstlern findet, wenn sie sich

vom Feuer ihrer Kunst beseelt fühlen, sobald von den drei Gegenständen, die seinem Geiste und Herzen so nahe lagen, von Wohlthätigkeit, Freiheit und Vervollkommung der Künste und Wissenschaften die Rede war. Ueberall zeigte er, wie sehr er von diesen drei großen Gegenständen, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Welt so sehr beschäftigten, durchdrungen war; noch in seinem ziemlich späten Alter stieg er im Luftballon mit Montgolfier auf, um auch diese Erfahrung mitzumachen.

Die Hofleute, die in den Künsten der Falschheit und Verstellung hergekommen waren und für die ein einfacher, schlichter Sinn eben so etwas räthselhaftes als lächerliches war, machten sich am Hofe über seine Naivetät herzlich lustig, und nannten ihn mit einem Spottnamen unter sich: den Bon-homme. Er war durchaus unfähig, in den neidsüchtigen, boßhaften Hofton einzustimmen, aber er sagte den Hofleuten Wahrheiten mit aller Würde und Feinheit, wie man sie nur von einer erhaberen Staatsperson erwarten konnte, und wenn sie ihm durch unziemliche Zumuthungen beschwerlich wurden, so war ein halbes Lächeln Alles, was er ihnen entgegen jetzte. Dies Lächeln, dessen Sinn alle seine Freunde und Personen von Stande mit denen er umgieng, verstanden, war der einzige Zug von Boßheit, dessen er gegen Menschen fähig war, die er verachtete

oder deren Grundsätze den seinigen widersprachen. Er nahm sich dabei ganz anders als Turgot, der gewöhnlich in solchen Fällen die Miene der Verachtung annahm. Der Abbe' Terray war durch und durch verstellt und künstlich; der stolze Calonne that bei solchen Gelegenheiten, als wenn er nichts merkte; Necker war hochtrabend und that verächtlich; Aranda disputirte für und wider und schloß seine Sätze mit: „Sie begreifen wohl" — verstehen Sie mich recht! — Und Alembert sann unterdeß auf ein Epigramm.

Als Herr v. Malesherbes unter Ludwig dem 15ten die Aufsicht über die Pressen und den Buchhandel führte, that er Alles mögliche um die damals aufkeimende Philosophie zu begünstigen. Er beschützte die Gelehrten, die gegen die christliche Religion schrieben und beförderte heimlich den Druck ihrer Werke, indem er Gesetze zu ihrem Vortheil auslegte, die er wieder in Bezug auf religiöse Schriftsteller mit aller Strenge vollführen ließ. Daher konnte es nicht fehlen, daß die gelehrte Republik in Frankreich unter ihm ein ganz anderes Ansehen bekam. Es kamen eine Menge von Werken mit stillschweigender und ausdrücklicher Erlaubniß an das Tageslicht, welche auf die Veränderung der Meinungen und Sitten aus den Zeiten der vorigen Regierung den unmittelbarsten Einfluß hatten, und die der Geist-

lichkeit die lebhaftesten Besorgnisse machten, wie man an den Remonstrationen sahe, die sie ausgehen ließen.

Allein Malesherbes lehrte sie davon sehr wenig. Er erklärte laut, in seinen Schriften wie in mündlichen Unterredungen, daß die Aussprüche der gelehrten Republik die höchste Instanz ausmachten; daß dieses Tribunal von aller Macht unabhängig sey, daß auf seinen Ausspruch über jede Art von Verdienst Alles in einem Jahrhunderte ankomme, wo jeden Bürger das Recht zustehe, in Schriften mit der ganzen Nation zu sprechen, und daß die Gelehrten in Frankreich eben das wären, was einst zu Rom und Athen die Redner gewesen waren. Necker nannte dies Tribunal in der Folge die öffentliche Meinung, und also kann man in dem Sinne von diesen beiden Ministern sagen, daß sie eine ganz neue Art von innerer Staatspolitik eingeführt haben, indem sie beide die Lehre aufstellten: daß die Regierungen sich nach dem Ausspruche der gelehrten Republik und der öffentlichen Meinung richten müßten, und daß es überall und in allen Staaten ihre erste Pflicht sey, selber die Schriftsteller und die öffentliche Meinung nach einem guten Ziele zu leiten, um nicht ganz unerwartet von ihnen geleitet zu werden.

Er sowohl als Necker bildeten sich ein, daß, sobald nur erst ein glücklicher Enthusias-

mus sich aller Gemüther bemächtigt habe, alsdann auch der Zeitpunkt da wäre, wo ein jeder der denken und schreiben könne, sich mit dem öffentlichen Wohl beschäftigen dürfe. Dies floß ganz von selbst aus ihren Theorien. Sie nahmen daher gar keinen Anstand, die französische Monarchie, ohnerachtet sie noch immer glücklicher und blühender war als jede andere Macht, zum Gegenstand ihres Spottes und ihrer Satyre zu machen. Malesherbes gieng in seinen Reformationseifer so weit, daß er in der Rede, die er bei seiner Aufnahme in die Akademie hielt, mit feierlichem Tone sagte: „Ich wage die Prophezeihung, daß keiner von „Ihnen künftig mehr der Zeiten des Heldengeistes und der Barbarei gedenken wird, ohne zugleich die Staatsverwaltung unserer „Vorfahren zu verabscheuen." — Das Jahrhundert der Philosophie machte also nun dem Jahrhundert der Chevalerie den förmlichen Prozeß.

Aber Malesherbes machte ihn auch dem Despotismus und dem Aberglauben. Als er erst die Gewalt, Lettres de cachet zu erlassen, in der Hand hatte, war das erste, daß er alle die, welche der vorige König gegen die Philosophen gegeben hatte, zerriß; und dennoch beschuldigte man ihn, er habe Ludwig den 16ten ein Lettre de cachet gegen den Marquis Brunoi, der in Frankreich wegen der großen

Summen Aufsehen erregte, die er für Processionen und Kirchenschmuck aufwendete, und der mit Pension in ein Kloster gesteckt wurde, unterzeichnen lassen.

So ein ungläubiger Philosoph Malesherbes auch war, und so wenig er seine Lehre weder vor den Gelehrten, die er sehr liebte, noch vor seiner Gesellschaft, die seinen Umgang ausmachten, geheim hielt, so hütete er sich doch, seinen Unterthanen auf seinem Gute Malesherbes diese seine Gesinnung und Ueberzeugungen zu offenbaren.

Seine Idee war, Paris zur Hauptstadt aller Gelehrten des ganzen Erdbodens zu machen. Es sollte ein anderes Theben werden, durch seine handert Thore bekannt, wo fremde Gelehrte von allen Orten und Enden die Produkte in Künsten und Wissenschaften auf einen Haufen zusammenbrächten und welchen also die ganze übrige Welt ihren Tribut darbrächte. Ein Journal sollte dort angelegt werden, das als ein allgemeiner Kanal der menschlichen Kenntnisse auf alle Nationen ableiten sollte.

Maurepas schlug, auf Turgots Betrieb, dem König Ludwig dem 16ten in einer Krankheit, die von keiner Dauer war, diesen tugendhaften Mann zum Minister vor, weil er überzeugt war, daß er sich auf seine Ehrlichkeit würde verlassen können. Aber Malesherbes weigerte sich lange, diesen Posten anzunehmen,

[illegible library stamp]

ohnerachtet der König ihn in öftern Unterredungen darum ersuchte. „Ich nahm ihn nicht „eher an, sagte er mir einmal, als bis ich völ„lig überzeugt war, daß der Fürst einfach in „seinen Sitten, ein Freund der Reformen und „ein ehrlicher Mann sey, und — nachdem der „König mir die Versicherung gegeben, daß er „mich nie ein Lettre de cachet unterzeichnen „lassen würde, als wenn ich selber darauf an„getragen haben würde; auch bedung ich mir „aus, nur ad interim Minister seyn zu dür„fen, mit der völligsten Freiheit, zurücktreten „zu können, ohne daß der König mich wieder „sollte zurückrufen dürfen."

Sein erstes Geschäft als Minister war, daß er eine Untersuchung in der Bastille anstellte und gleich sieben Gefangene in Freiheit setzte. Und sein Reformationssystem fieng er damit an, daß er einige Tage darauf auf Einschränkung im königlichen Hause antrug, worüber sogleich Conseil gehalten ward, in welchem aber, bei den widersprechenden Meinungen Turgots, des Grafen Muy und Malesherbes über die Art und Weise, wie dies anzufangen sey, nichts ausgemacht wurde.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

mes

26206

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Soulavie, Jean Louis Giraud,

Charaktere und Anekdoten aus Soulavie's Denkwürdigkeiten der Regierung Ludwigs des Sechzehnten

Fürth 1802

Gall.rev. 1049 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11733695-8